



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 3, Nr. 23 November 18, 1950

Köln: Bund-Verlag, November 18, 1950

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

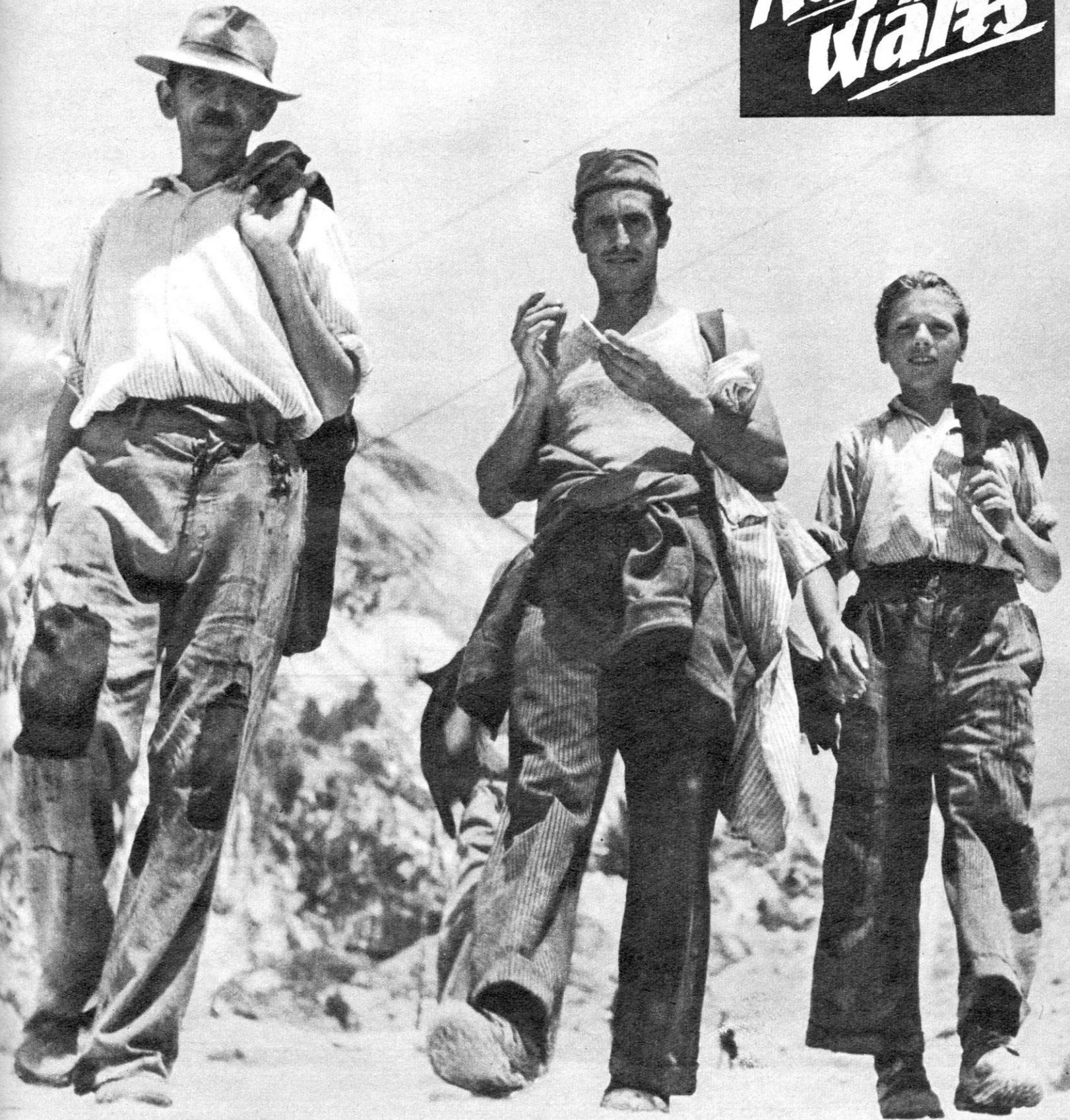
For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Aufw⁼⁼ärts



*Ein Steinbrucharbeiter aus
Carrara warf die Bombe*

Siehe unsere Reportage auf Seite 8
und 9. Foto: Senn

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

NR. 23 · JAHRGANG 3

Preis 10 Pfg.

18. NOVEMBER 1950

SCHULBEISPIELE



Wie die Heringe sitzen die Kinder in den meisten Volksschulklassen zusammen. Wie ist da ein Lehrer in der Lage, den Kindern Wissen beizubringen! Fotos: Dick (1), Hoffmann (1), DGB Bildstelle (2)

Das Stiefkind

Die Leistungen der zur Entlassung gekommenen Volksschüler sind im Durchschnitt erschreckend schwach. In den meisten Fächern wird das Abschlußziel nicht erreicht. Wir haben hier durch unsere Besuche in Schulen und Lehrwerkstätten wahrhaft erschütternde Feststellungen gemacht.

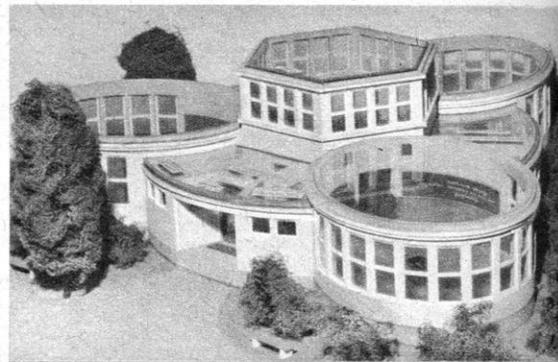
Man wird uns hier entgegenhalten, das sei durch den Krieg und die Zeit danach bedingt. Das ist zu einem Teil richtig, aber nicht die tiefste Ursache.

Das Bildungsniveau in den Volksschulen ist entschieden zu niedrig. Nicht erst seit dem Kriege, sondern auch schon vor dieser Zeit. Bei allen Diskussionen über Schulreformen und Schulproblemen läuft die Volksschule am Rande mit. Die Volksschule ist die Schule

der armen Leute. Man konferiert und diskutiert endlos seit Jahren über die Formen der Höheren Schulen, wo aber wird das Problem der Volksschule aufgegriffen? Das Problem das an der Spitze aller Gespräche und Reformen zu stehen hat.

6-1

Nennen wir einige Zahlen. Nach vorliegenden Unterlagen hat ein Lehrer an der Volksschule im Durchschnitt 56 Kinder in seiner Klasse, bei den Mittelschulen sind es 30 Schüler auf einen Lehrer und bei den höheren Schulen 22 Schüler je Lehrer. Aus einigen Städten haben wir die Zahlen vorliegen, was ein Schüler an den einzelnen Schulen kostet. Es ergibt sich, daß in den einzelnen Orten drei- bis sechsmal mehr Geld aus



Kasernen waren oft moderner gebaut als Volksschulen. Neue Schulen müssen geschaffen werden, in denen die Kinder sich wohlfühlen können.

öffentlichen Mitteln für einen Schüler der höheren Schulen aufgewendet wird als für einen Volksschüler. Das bedeutet, wenn für einen Volksschüler eine Mark ausgegeben wird, dann werden drei bis sechs Mark für einen höheren Schüler aufgewendet. Und zuletzt, seht euch die Schulgebäude an, sie sprechen doch auch eine ganz klare Sprache. Stellt ein Gymnasium und eine Volksschule nebeneinander.

Mit welchem Recht?

Wir fragen in aller Deutlichkeit und mit gutem Recht: Woher wird die Berechtigung abgeleitet, den Schülern an Mittel- und höheren Schulen eine bessere Betreuung zuteil werden zu lassen als den Volksschülern? Mit welchem Recht wird aus Steuermitteln drei- bis sechsmal mehr für einen höheren Schüler aufgewendet als für den Volksschüler? Und warum muß man schon außen sehen, was eine Volksschule ist? Woher nehmen sich Staat und Behörden das Recht, in ihren Aufwendungen für die Schulen die Kinder zu klassifizieren?

Die Antwort kann nur lauten: Es gibt kein derartiges Recht, keine Handhabe, keine Berechtigung. Absolut nichts gibt es, wovon die Berechtigung hergeleitet werden kann, öffentliche Mittel nach verschiedenen Maßstäben aufzuwenden.

Was notwendig ist

Die sollen sich unterscheiden, aber nur in der Form des Lehrstoffes. Es darf kein zweierlei Maß geben über die Fürsorge, die man den einzelnen Schultypen angedeihen läßt. 90 v. H. der Kinder besuchen die Volksschule, und man könnte davon ableiten, daß dieser Schule der Vorrang gebührt.

Jedes Kind hat das Recht, ein möglichst breites Fundament an Allgemeinbildung aus der Schule mitzunehmen. Aus dieser breiten Basis ergibt sich die Kulturhöhe eines Volkes. Hans Böckler sagte auf der Tagung der deutschen Lehrerverbände:

„Unsere Jugend ist unser kostbarstes Gut. Ihre körperliche und geistige Gesundheit liegt uns allen am Herzen. Es ist unser aller selbstverständlichste Pflicht, ihr die Ausbildung ihrer körperlichen, intellektuellen und sittlichen Fähigkeiten, soweit nur angängig, zu ermöglichen.“

Die Voraussetzungen zur Erfüllung dieser Pflichten müssen in der Volksschule geschaffen werden. Hier wird das Fundament gebaut. Die ganz besondere Liebe und Fürsorge des Staates und der Allgemeinheit muß unseren Volksschulen gelten. Und ganz knapp umrissen ist folgendes erforderlich:

Tagebuchnotizen

Dienstag, 7. November.

In Köln tagte der Berufsverband der deutschen Industrie. Führende Arbeitgeber nahmen hier das Wort zu aktuellen Fragen. Was aber zum Teil gesprochen wurde, ist kennzeichnend für die Geisteshaltung eines Teiles der deutschen Industrie. Was paßte ihnen am wenigsten in den Kram? — Die Tätigkeit der Gewerkschaften. Aber sie sprachen nicht etwa sachlich und wie verantwortungsbewußte Menschen reden — nein, diesmal hatten einige der Industriekapitäne die Nerven verloren, und sie sprachen ungenhörig, taktlos und unwahr. Nicht alle Unternehmer nehmen eine solche Stellung ein. Die in Köln sprachen, sind wahrscheinlich die reaktionärsten in Deutschland, und wenn sie eine solche Stellung gegenüber den Gewerkschaften einnehmen, das sollte uns bestätigen, daß wir auf dem richtigen Wege sind.

Mittwoch, 8. November.

Die Aussprache im Bundestag zur Remilitarisierung, bei der Bundeskanzler Adenauer und der Führer der Opposition Schumacher die beiden grundsätzlichen Auffassungen zu dieser Frage darlegten, wurde von den Frauen und Männern und vor allem von jungen Menschen aufmerksam verfolgt: An der Frage der Remilitarisierung offenbarte sich das politische Interesse des Volkes.

Wer hat recht? Der Bundeskanzler oder der Oppositionsführer? Dies zu entscheiden, bedürfte es längerer Ausführungen. Darum sollte die Frage anders gestellt werden. Sie müßte lauten: „Was will das Volk?“ Und hier wäre die Antwort sehr eindeutig. Das Volk in seiner übergroßen Mehrheit wird „nein“ sagen. Es will nichts mehr von dem wissen, was mit Militär zu tun hat.

Eine Anzahl Rundfragen bestätigten diese Auffassung. Eine Leserrundfrage der CAJ-Zeitung (Organ der christlichen Arbeiterjugend) ergab, daß 71 v. H. der Antworten sich entschieden und teilweise radikal gegen jede Art von Wehrdienst aussprachen. Bei Befragungen ähnlicher Art durch andere Zeitungen, die meist in der bürgerlichen Welt gelesen werden, lag der Hundertsatz gegen die Remilitarisierung zwischen 65 und 68 v. H. Aus allen bisherigen Befragungen geht aber die Ablehnung eindeutig hervor. Dabei zieht sich dieser Widerstand gleichmäßig durch alle Berufskreise. Die stärkste Gegnerschaft gegen den Militarismus findet sich in den Jahrgängen bis zu 45 Jahren. Eine eigene deutsche Wehrmacht wird sogar von 90 v. H. aller Befragten konsequent abgelehnt. Frauen sind fast einmütig dagegen. Fast jedes persönliche Gespräch bestätigt uns die oben wiedergegebenen Zahlen. So ergibt sich die Frage: „Darf der Bundestag in der Frage der Remilitarisierung die Entscheidung treffen oder muß das Volk darüber entscheiden?“

Donnerstag, 9. November.

In dem Bericht einer großen Zeitung zur Aussprache im Bundestag zur Frage der Remilitarisierung findet sich folgendes:

„Nach der Rede Dr. Schumachers verließen über zwei Drittel aller Abgeordneten das Plenum und hielten sich in den Wandelgängen und im Restaurant auf. Die meisten der im Plenum verbliebenen Abgeordneten griffen zur Zeitung oder unterhielten sich mit ihrem Nachbar, als die Fraktionsvorsitzende des Zentrums Frau Helene Wessel das Wort ergriff.“

Dieses Verhalten der Bundestagsabgeordneten spricht Bände. Es drückt die ganze Überheblichkeit der Männer gegenüber den Frauen im öffentlichen Leben aus. Waren die Abgeordneten so gewiß, daß eine Frau nichts Wesentliches zur Remilitarisierung zu sagen hatte?

Samstag, 11. November.

Ein Mann war Nazi und sogar Landesgruppenleiter dieser Partei in einem fremden Land. Und weil man dies heute von ihm sagt, stellt er den Antrag beim Gericht, dies solle unterlassen werden. Er will, daß von seiner politischen Vergangenheit nicht mehr gesprochen wird. Vor allem richtet sich dieses Verlangen gegen den DGB, da in dem Weißbuch des Gewerkschaftsbundes „Feinde der Gewerkschaften — Feinde der Demokratie“ (Aufwärts Nr. 22) kritisch zur Person des Dr. Emil Ehrich, der als ehemaliger Landesgruppenleiter der NSDAP in Italien eine hohe Stellung in einem Bonner Bundesministerium innehatte, Stellung genommen wurde. Die Gewerkschaften bezeichneten schon seit langem diesen Zustand als unhaltbar und forderten seine Entfernung. Ein Vorgang, der nicht mehr als selbstverständlich war. Es müßte Allgemeingut sein, daß ein nationalsozialistischer Aktivist keine entscheidende Position im Staatsapparat bekleiden kann. Doch gerade bei verschiedenen Behörden versucht man diese Auffassung zu umgehen. So auch bei Minister Hellwege, der Emil Ehrich in seinem Ministerium beschäftigte. Der Landesgruppenleiter mußte entlassen werden, zwar erst gestern —, und nun verlangt er eine einstweilige Verfügung, mit der untersagt werden soll, sich mit seiner Person zu beschäftigen. Da das Gericht es ablehnte, ohne eine mündliche Verhandlung zu entscheiden, muß der Kollege Hans Böckler zum persönlichen Termin am 17. November nach Bonn.

Hätte sich Ehrich auf Grund seiner Vergangenheit beschieden, so wäre wahrscheinlich gar nicht mehr von ihm gesprochen worden. Es lag bei ihm und seinen Vordermännern.

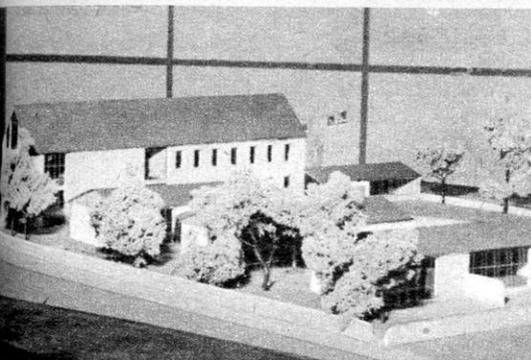
Montag, 13. November.

„Wozu würdest du eine Weihnachtsgratifikation von 25 DM verwenden?“ lautete die Frage, die wir im November des vergangenen Jahres an unsere Leser stellten und die ein zweifaches Echo auslöste: das erwartete auf Grund der Einsendungen, die Feststellung, was man mit 25 DM anfangen würde, aber noch ein Zweites hatte unsere Frage im Gefolge, die Bereitschaft zur Hilfe, zum Schenken, zur Freude. Das äußerte sich in Sachspenden, kleineren und größeren Geldbeträgen, die uns unverhofft und unvorbereitet plötzlich durch die Post auf unsere Schreibtische gelegt wurden. Wir haben darüber berichtet. Es war eine wirklich feine Sache.

Daran erinnern nun Leserbriefe, die wünschen, in diesem Jahr sollten wir eine ähnliche Sache starten. So schön und gut sie wäre, doch wir können beim besten Willen so etwas nicht organisieren. Stellt euch vor, was für einen Betrieb wir aufziehen müßten, um in München oder Hamburg irgend etwas prüfen zu lassen.

Im vergangenen Jahr haben viele Gruppen der Gewerkschaftsjugend zu Weihnachten anderen Freude bereitet. Sie werden es in diesem Jahr wieder tun. Die Freunde, die helfen möchten, sollten auch diesen Weg gehen, denn es ist der bessere.

H. T.



Nicht nur planen, sondern auch bauen. Der neue Schulhaustyp darf auch von außen nicht als „Schule der armen Leute“ kenntlich gemacht sein.

Bau neuer Schulen nach modernen pädagogischen Gesichtspunkten. In keiner Klasse mehr als 40 Schüler, damit die Lehrer wieder die Möglichkeit haben, mit der notwendigen Geduld und Rücksichtnahme das einzelne Kind an den Lehrstoff heranzubringen. Dabei ist Voraussetzung, daß die Aufgabe des Lehrers als eine primäre gesellschaftliche Funktion anerkannt wird und die Existenz des Lehrers eine entsprechende materielle Würdigung findet. Ein Lehrer kann seine erzieherische Aufgabe nicht erfüllen, wenn er gezwungen ist, Nebeneinkünften nachzugehen.

Weiter ist dringendes Erfordernis eine Neugliederung des gesamten Lehrstoffes, der den Gegebenheiten der heutigen Zeit entspricht. Den Kindern wird heute noch ein Ballast von Dingen mitgegeben, das gilt für alle Schultypen, die längst vermodert und verstaubt sind und mit denen sie niemals etwas anfangen können.

Wir sind für eine Schulreform, für eine Neugestaltung; aber die Schulreform hat bei der Volksschule zu beginnen. Das sei klar und eindeutig ausgesprochen.

Wir wollen die Reform der Volksschule. H. T.

Bescheidene Anfänge sind gemacht, wo man lichte und helle Volksschulräume schaffte und die Kinder nach den neuen Methoden unterrichtet.

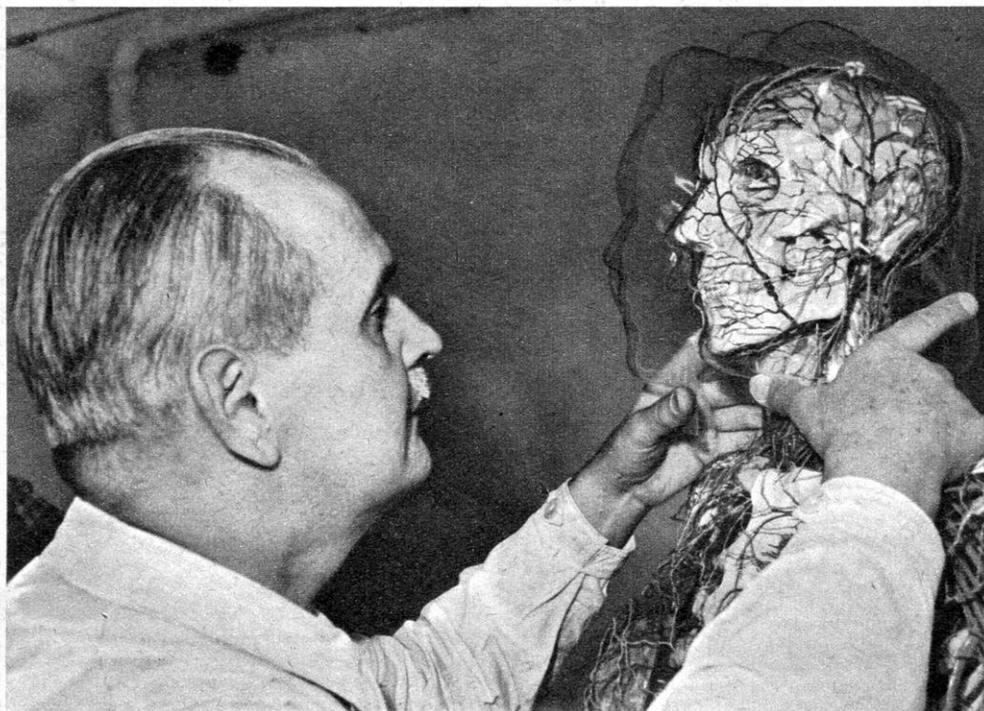
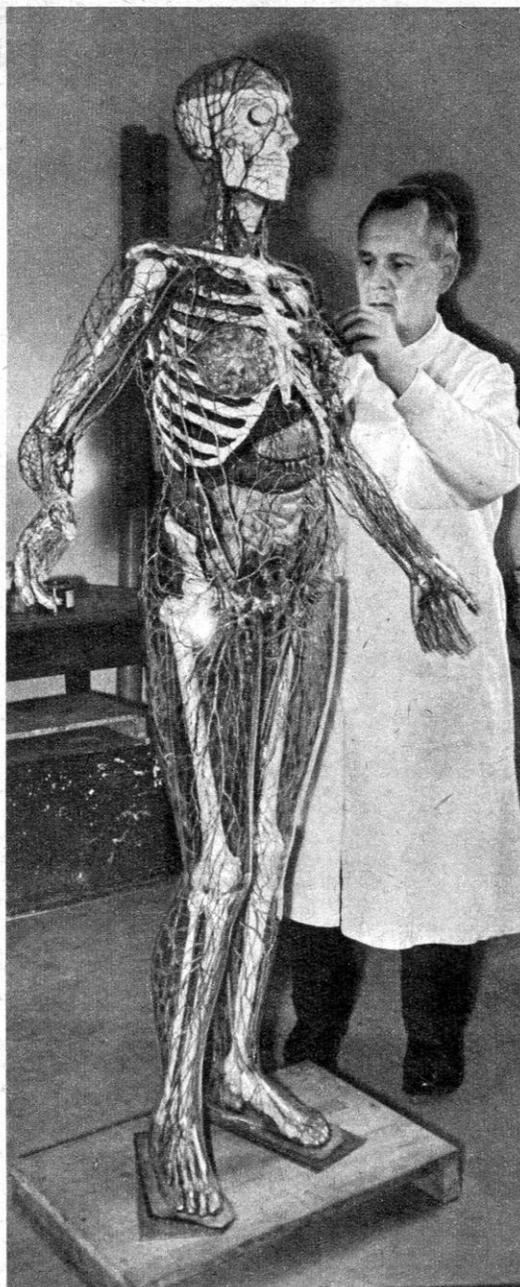


DU BIST DURCHSICHT

Dem gläsernen Menschen sieht man bis auf den Zwölffingerdarm. Fleisch und Muskeln hat man weggelassen, das Skelett und die inneren Organe mit einer glasartigen Haut umkleidet. Anatomie für alle! Jeder ist um sein Innenleben besorgt. Zwackt es im Bauch, verdächtigt Herr Schmitz die Galle; Frau Huber beweint ihre Milz. Niemand weiß aber so recht, wo beide Organe beheimatet sind. Man kann sich durch dicke Bücher belehren lassen, wenn man lateinisch vorbelastet ist und wenn man solche dicken Bücher hat.

Das Prunkstück des Kölner Gesundheitsmuseums ist die gläserne Frau. Der Beschauer soll den menschlichen Organismus, seine Zweckmäßigkeit, Schönheit und Funktion betrachten und begreifen lernen. Kleine Glühbirnen beleuchten nacheinander von innen die einzelnen Organe. An einem künstlichen Skelett sind Schlag- und Blutadern, Nerven und Lymphgefäße, getreu dem Naturbild, richtig angebracht. Ein Sprechband gibt Erklärungen dazu. Das ist gesundheitliche Volksbelehrung, die in Wanderausstellungen breitesten Kreisen des Volkes zugänglich gemacht werden soll. Der Bund, Nordrhein-Westfalen, die Stadt Köln und die Gewerkschaften unterstützen das Deutsche Gesundheitsmuseum, das vor zwei Jahren aus der ungastlichen Ostzone mit seinen Werkstätten, Ateliers und Laboratorien nach Köln übersiedelte. Amerika bestellte gleich zwei Exemplare der gläsernen Frau. Schon vor dem Kriege kostete der gläserne Mensch 45- bis 50 000 Mark, so daß die heutige Produktion wertvolle Devisen einbringen wird.

Nicht einmal die Wissenschaftler waren im Altertum und Mittelalter genau über den Organismus des Menschen unterrichtet. Religiöse Ansichten verhinderten die Leichenöffnung. Man suchte sich mit der Zergliederung von Hunden und Affen zu begnügen. Leonardo da Vinci, der italienische Künstler, Techniker und Naturforscher, wird in der Geschichte der Medizin als Begründer der menschlichen Anatomie genannt. Heimlich seziierte er Leichen und hinterließ Hunderte von anatomischen Zeichnungen. — Heute steht der gläserne Mensch vor uns. Die Geheimnisse des Leibes erläutert die Wissenschaft zum Nutzen des Volkes. Fotos: Dick



KURZ BERICHTET

Nicht in der Luft zerreißen.

Chicago. Wie das Idealbild eines guten Lehrers in den Augen der Schüler aussieht, ersah Dr. Paul Witty von der Northwestern-Universität in Chicago aus 90 000 Kinderbriefen.

Die zwölf besten Eigenschaften des Lehrers sollen danach sein: 1. Freundlichkeit, 2. Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit, 3. Geduld, 4. ausgedehnte Interessen, 5. gute Umgangsformen, 6. Gerechtigkeit, 7. Sinn für Humor, 8. ein glückliches Naturell, 9. Interesse für den einzelnen, 10. Anpassungsfähigkeit, 11. Großzügigkeit, 12. Geschicklichkeit.

Darüber, wie ein Lehrer nicht sein darf, schrieben die Kinder: „Ein Lehrer oder eine gute Lehrerin schreit nicht, kreischt nicht und brüllt niemand an. Er läßt sich nicht hinreißen, haut nicht auf den Tisch, macht nicht einen Riesenwirbel, gerät nicht in Wut und möchte einen nicht in der Luft zerreißen.“ „Sie hat nicht jeden Tag dasselbe Kleid an und spricht nicht die ganze Zeit.“ „Er redet keine großen Töne.“

Dr. Paul Witty ist der Urheber und Richter des alljährlichen Wettbewerbs um den Ehrentitel des „besten Lehrers“ in Amerika.

★

Wer will Schiffsjunge werden?

Duisburg. Zu Schiffsjungen für die Binnenschifffahrt können schulentlassene Jugendliche im Alter von 14 bis 16 Jahren ausgebildet werden. Interessierte Jugendliche können sich melden bei der Fachvermittlungsstelle für die Binnenschifffahrt in Duisburg oder bei den zuständigen Arbeitsämtern.

★

Hausgehilfin in England.

Hamburg. Die Nachfrage nach deutschen Hausgehilfinen für englische Haushalte ist in diesem Jahr unbegrenzt. Es können Frauen und Mädchen von 18—45 Jahren aus dem gesamten Bundesgebiet vermittelt werden. Sie werden nur in Stellungen untergebracht, die vorher durch die Polizei und die Wohlfahrt geprüft wurden. Die Entlohnung für die Tätigkeit als Hausgehilfin in England beträgt 20 bis 24 DM wöchentlich bei freier Station und achtstündiger Arbeitszeit. Diese Bedingungen sind mit englischen Regierungsstellen vertraglich festgelegt worden. Außerdem müssen die englischen Arbeitgeber für die Arbeitslosen- und Krankenversicherung der deutschen Mädchen sorgen.

★

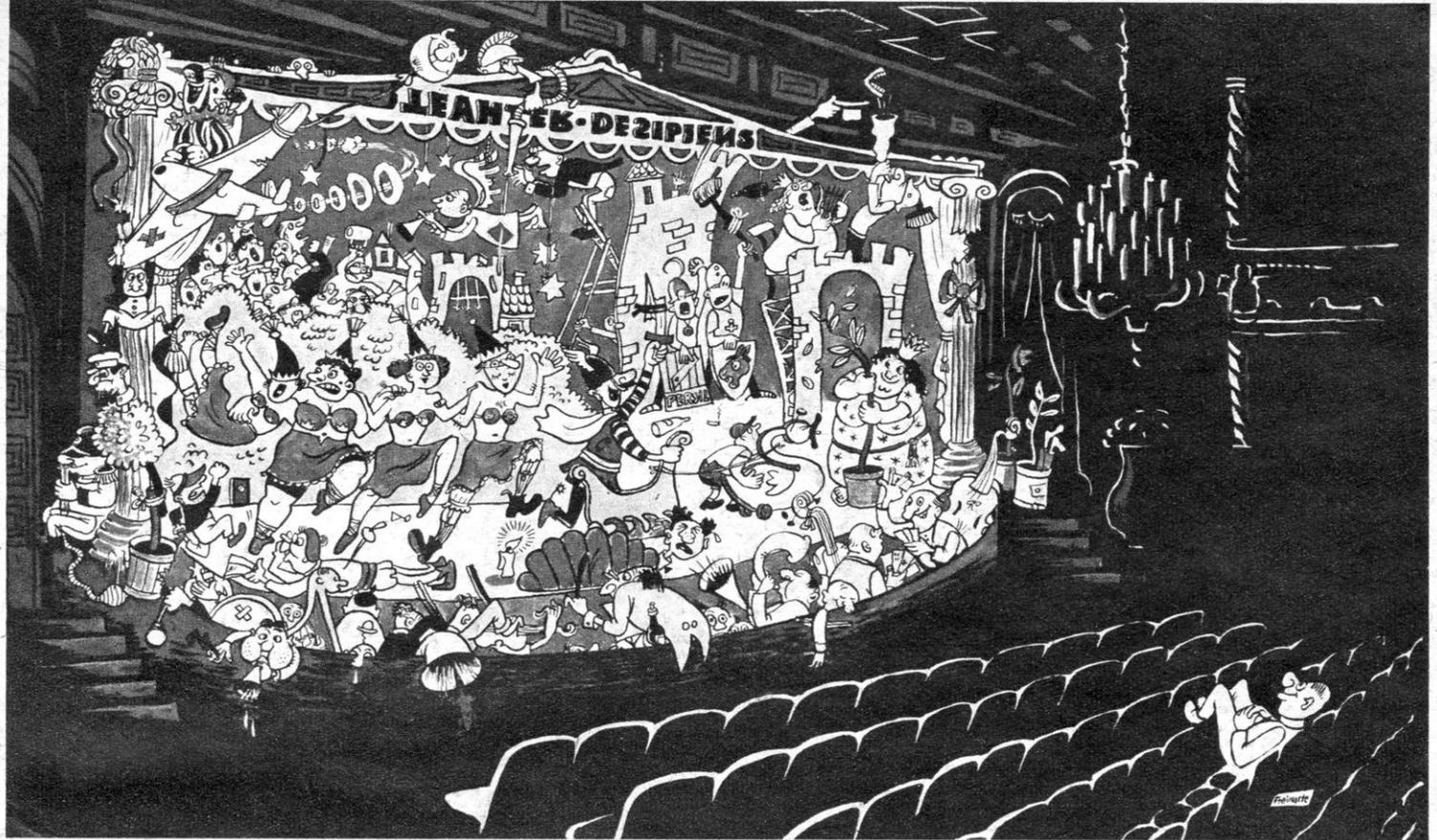
Nach neuesten Richtlinien.

München. Die modernste Sportschule Deutschlands wurde vor kurzem in Grünwald bei München in Betrieb genommen. Die Schule besteht aus zehn Gebäuden. Sie kann 150 Schüler aufnehmen. Außerdem stehen 150 Nottlager für Sonderfälle zur Verfügung. Die Schule und die Sportanlagen sind nach neuesten Richtlinien gebaut.

★

Starker Widerhall.

Düsseldorf. Das erste große Treffen der demokratischen Jugendorganisationen im Bundesgebiet soll mit etwa 500 000 Teilnehmern im kommenden Frühjahr in Nordrhein-Westfalen veranstaltet werden. Die erste Anregung zu diesem Treffen, das Treffen der „Jugend an Rhein und Ruhr“ in Nordrhein-Westfalen, hat in allen Ländern des Bundes einen starken Widerhall gefunden.



Das RICHTIGE Stück?

Die Prinzessin auf dem Mond. Der schmutzige Arbeiter und der Herr Bureauvorsteher.

Sie sind ganz vom Spiel gefangen.

Auf den breiten Stufen der Ruinen spielen sie, mitten in der Großstadt. Immer mehr hastige eilige Menschen bleiben stehen und bilden einen Kreis. Sie schauen einer Kinderschar zu. Mitten in der großen Stadt. Sie tragen Schleppen, die nicht da sind, legen sich in Betten, die aus harten Steinplatten bestehen, und bewundern die seidenweichen Kissen, die nur in ihrer Phantasie existieren. Mit ein paar Handbewegungen grenzen sie ihren Spielraum ab, ziehen Zimmerwände mit einem Stück Kalk, mit einem Fingernagel, und jeder Spieler respektiert diese unsichtbaren Wände, als seien sie Wirklichkeit.

Tief betroffen gehen wir nach einer Weile weiter. Langsamer, besinnlicher.

★

Zuerst waren wir wenige, und einer sagte: „Wenn wir es spielten, ob es uns dann nicht deutlicher würde?“

Und dann spielten wir es. Irgend etwas. Aus dem Stegreif. Eine Gerichtsverhandlung, eine Demonstration, einen Streik, eine Betriebsversammlung oder sonst irgend etwas, was uns nicht klar war. Und dann sagte einer: „Sollen wir nicht einmal etwas anderes spielen?“ Und dann suchten wir das richtige Stück.

★

Als wir die Räuberbraut lasen, mußten wir furchtbar lachen. Und dann war es uns etwas peinlich. Die ganze Geschichte kam uns nicht echt vor, nicht so, daß wir es wohl hätten darstellen können. Nicht, weil wir zu dumm waren, sondern weil es nicht zu uns paßte. Irgendwie war es falsch für uns und unecht und unehrlich. Ja — das war es wohl —, unehrlich. Die Menschen da redeten und handelten so, wie wir es niemals getan hätten.

„Ali Baba und die vierzig Räuber“, oder „Die Prinzessin auf dem Mond“, oder ... aber Ihr kennt ja die Stücke selbst. Immer dasselbe. Der wilde Räuber mit den saftigen Flüchen, das holde Gretchen mit den süßen Gebeten, der dumme Bauer und der schlaue Graf, die reiche Prinzessin und der arme Schweinehirt, der schmutzige Arbeiter und der falsche Herr Bureauvorsteher. Immer dasselbe. Sie sind sich alle ähnlich.

★

Wir fanden Märchenspiele und versuchten es damit. „Der Narr“, „Halwine“, oder „König Stoffel Schweinehirt“. Das war schon besser. Oft waren wir richtig erstaunt, was aus den einzelnen herauskam. Und keiner wurde ein Star.

Wir hatten noch nicht gespielt, nur immer für uns geprobt. Aber wir hatten viel diskutiert. Hinter die Dinge waren wir gekommen. Oft hatten wir von einer Figur die verschiedensten Ansichten, und erst im Spiel wurde etwas Ganzes daraus. Aber auch das war noch nicht das Richtige. Wir suchten das richtige Stück.

★

Einmal standen wir vor einem großen Publikum. Unsere Kostüme waren einfach. Die meisten hatten sie selbst zusammengetragen. Und geschminkt wurden wir. Alle waren sich fremd, und alle waren sich bekannt. Dann hatten wir Angst. Jeder um jeden und jeder für alle. Es war eine schöne Angst. Als dann der Vorhang aufging, da spielte jeder, — nein, keiner spielte, sie taten das, was in ihrem Innersten lebte. Und fielen sich in die Arme und klopfen sich auf die Schulter und sagten, es war wunderschön.

Wir hatten für uns gespielt, und der Zuschauerraum hatte mitgespielt, als stünde er

bei uns und gehöre dazu. Und dann wußten wir, das ist das richtige Stück.

★

So bitten wir alle, schreibt uns Stücke, die wir spielen können. Spiele, in denen mit der ganzen Leidenschaft einer Menschenseele um das Schicksal der Menschen gerungen wird, in denen man erkennen kann, daß die Hacke segensvoller ist als das Schwert, daß die Arbeit höher im Kurs steht als der Mord. Und daß es der Friede in einer sozialen Gerechtigkeit ist, nach dem sich die Menschen sehnen. Einer, der es wissen muß, hat vor kurzem einmal gesagt: „Solche Spiele gibt es nicht mehr, als man an einer Hand abzählen kann.“ Wenn ich zähle, bleiben mir drei Finger frei.

★

Aber wir wollen spielen, mit der Leidenschaft wie die Kinder auf der Straße. Nicht in schönen Gewändern und nicht in der Schminke wollen wir uns erschöpfen. Darstellen wollen wir unsere Freude, unsere Not, unsere Angst und unsere Sorge. Unser Wort zum Schwingen bringen durch die Geste, die das Wort uns gebietet. Die ganze Liebe unserer jungen Herzen wollen wir einflechten in die Spiele, die noch zu schreiben sind, auf die wir warten.

Was wir in Worten allein nicht deutlich genug sagen können, wollen wir im Spiel durch uns selbst verdeutlichen. Hans Trawinski

Zeichnungen: Otto Schwalge





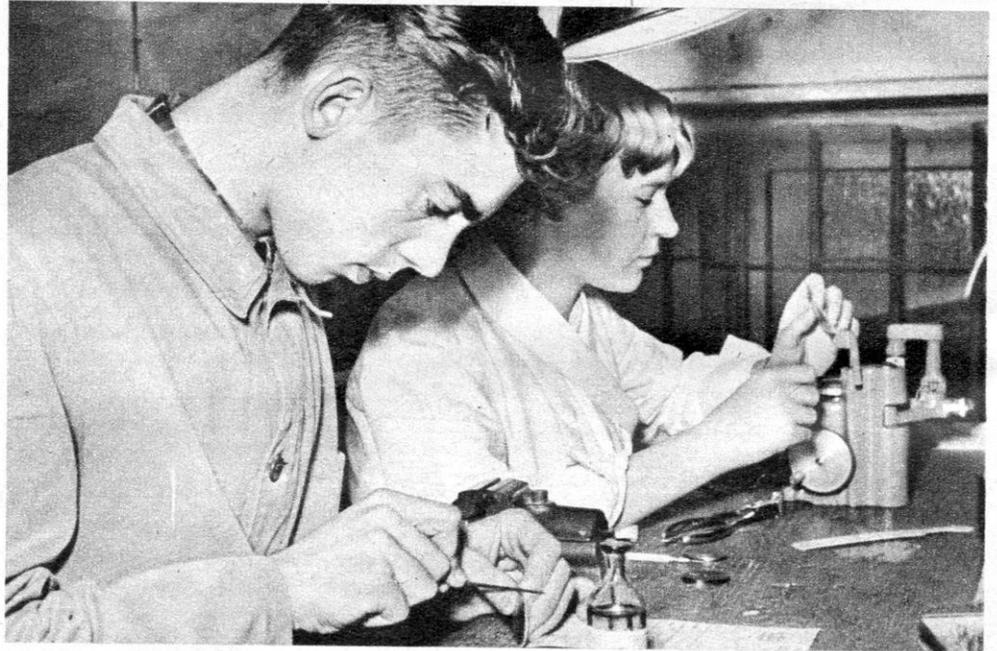
Neue Formen . . .

sehr modern, eben erst hereingekommen", sagt der Optikermeister etwas ermüdet und legt zu dem halben Dutzend noch ein neues Modell vor. Ich kann mich schlecht an den Gedanken gewöhnen, eine Brille tragen zu müssen. Das ist wohl der Grund, warum mir keine gefallen will. Der Meister wird abgerufen (er scheint nicht traurig darüber zu sein), und ein nettes Mädchel nimmt seine Stelle ein. „Soll ich die Brillen einmal aufsetzen?“ fragt sie mit einem verständnisvollen Blick auf die vielen Gestelle, die vor mir liegen. Siehe da, auf dem frischen Mädchengesicht wirken die zum Teil recht neuartigen Formen gar nicht mehr so fremd, und schnell ist die für mich passende gefunden.

Ich lege nun das Rezept vom Augenarzt vor, dabei ergibt sich, daß Hilde H. keine Verkäuferin, sondern Optikerlehrling ist. In der Werkstatt, die hinter dem Laden liegt, arbeitet sie, schleift unermüdlich Gläser in die richtige Form und bringt sie dann in die erwärmte Hornfassung, die sich in diesem Zustand dehnen und biegen läßt. Das ist ein Beruf, der geschickte Finger, Einfühlungsvermögen und Genauigkeit verlangt, das sieht man hier. Viele Arbeitsgänge sind

Auf das Millimeter genau müssen die Gläser geschliffen und eingepaßt werden.

Fotos: Hoffmann



STREIT UM »AINA«

Die kritische Schilderung der schwedischen Studentin über ihre Eindrücke in Deutschland hat die „Aufwärts“-Leser auf den Plan gerufen. Jeden Tag brachte die Post eine Menge Briefe, die ihre Zustimmung oder ihren Unmut über Ainas Bericht mehr oder weniger temperamentvoll ausdrückten. Einige ganz Begeisterte (hoffentlich?) baten uns so-

gar um die Anschrift der jungen Schwedin. Sie wollen sich mit ihr über die einzelnen Punkte schriftlich auseinandersetzen. Alles, was die Kolleginnen und Kollegen uns geschrieben haben, können wir natürlich nicht abdrucken, aber das Wesentliche aus den uns zugegangenen Briefen wollen wir euch nicht vorenthalten.

Die Red.

Keine Zeit für „Sex-Appeal“

Mit Interesse habe ich den Artikel der schwedischen Studentin über ihre Eindrücke von Deutschland gelesen. Zu dem Absatz „Sex-Appeal statt Kameradschaft“ möchte ich sagen: Es ist ungemein zu bedauern, daß die Schwedin bezüglich der Stellung der Frau in Deutschland diesen Eindruck mit in ihre Heimat nehmen mußte, da wir Frauen und Mädchen, die im politischen und gewerkschaftlichen Leben stehen, genau wissen, daß es nur ein kleiner Bruchteil von Frauen ist, die auf sogenannten „Männerfang“ ausgehen und bei denen es eine wahre Kameradschaft zwischen Mann und Frau nicht gibt.

Wenn behauptet wird, daß die deutsche Frau keine Kameradin sein kann und kein Selbstbewußtsein hat, so wird es leider so sein, daß die schwedische Studentin an die falschen Menschen geraten ist.

Es ist erwiesen, daß in Kreisen, die kaum finanzielle Not kennen, eine echte Kameradschaft seltener ist als bei den Menschen, die den Lebensunterhalt durch ihre Arbeit bestreiten müssen. Daß die schwedische Studentin kaum Gelegenheit hatte, mit Arbeitern zusammenzukommen, ist ein großer Fehler. Wenn sie Einsicht in die Arbeit der Gewerkschaftsjugend hätte nehmen können, dann wäre sie mit einer weit besseren Meinung über die deutsche Frau heimgefahren.

Es gibt Hunderte von Frauen, die trotz des Frauenüberschusses Frau und Mutter sind und die, wenn die wirtschaftliche Lage der Familie es erfordert, auch noch einen Beruf ausüben. Sie haben gar keine Zeit, an des „Sex-Appeal“ zu denken. Es gibt auch eine Unzahl von Mädchen, die in ihrem Beruf sehr viel leisten und die im Mann nicht nur das andere Geschlecht, sondern den Arbeitskameraden sehen. Fast allen von uns Mädchen und Frauen war jahrelang der Boden unter den Füßen genommen, und wir haben erst jetzt wieder die Gewißheit, bewußt leben zu können. Überall gibt es Licht und Schatten, liebe schwedische Studentin, aber wir als Gewerkschafter haben die Verpflichtung, das Gute im Menschen zu erkennen und dafür zu kämpfen.

Eise Thiel, Frankfurt a. M.

Gibt es in München keine berufstätigen Frauen?

Zu dem Artikel „Wie sah die schwedische Studentin Deutschland?“ in Nr. 21 möchte ich auch einiges erwidern. In bezug auf die Studenten und auch auf die Akademiker kann ich die Meinung von Aina Norström nur unterstreichen. Erst kürzlich erlebte ich wieder, daß ein Ingenieur wohl von der Wichtigkeit der gewerkschaftlichen Organisation überzeugt war, als er aber hörte, daß er mit den Arbeitern in einer Organisation zusammen sein sollte, lehnte er dies als etwas Unmögliches ab.

Einen ganzen Schrank voll!

„Ja, gibt es denn das noch, einen ganzen Schrank voll duftender, reiner, neu gemangelter Wäsche?“ So fragen nicht nur die Ausgebombten und Flüchtlinge, auch vielen Frauen und Mädchen, gleich ob sie offiziell oder heimlich verlobt oder jungverheiratet sind, ist der „wohlgefüllte Wäscheschrank“ ein sagenhafter Begriff geworden. Gewiß, früher einmal, da war es selbstverständlich, daß ein Mädchen eine Wäscheausstattung nicht nur für sich, sondern für eine mehrköpfige Familie besitzen mußte, um überhaupt heiratsfähig zu sein. Die Eltern mehrerer Töchter machten sich nicht wenig Sorge, wie sie die Aussteuer für Gustel, Frieda, Emma und Martha zusammenbringen sollten. Aber wenn es auch schwerfiel, wenigstens etwas an Wäsche gab man jeder Tochter mit. Das war Ehrensache, und es gehörte zuzusagen zum guten Ruf der Familie.

Sogar im Bürgerlichen Gesetzbuch sind eine Menge Paragraphen eingebaut, die sich mit der „Ausstattung“, die die Eltern ihren Kindern mit auf den Weg zu geben haben, befassen. Hier ist festgelegt, daß die Eltern verpflichtet sind, der Tochter im Falle der Verheiratung zur Einrichtung eines Haushalts eine angemessene Aussteuer zu gewähren. Allerdings galt auch früher schon die Einschränkung, daß die Eltern dazu imstande sein müssen und daß die Tochter kein anderweitiges Vermögen besitzt.

Wie ist es nun heute mit der Aussteuer? Grundsätzlich besteht der Anspruch der Töchter gegenüber den Eltern immer noch. Nur haben sich die Vermögensverhältnisse der meisten Volksschichten, nicht nur der Arbeiter, auch der Angestellten und Beamten, derart verschlechtert, daß die allerwenigsten Eltern in der Lage sind, ihren Kindern das mitzugeben, was sie gern möchten und was sie normalerweise auch zu beanspruchen haben. Bombenschäden, Kriegsverluste und Währungsverluste haben die Familien heimgesucht, und sehr oft müssen die heiratsfähigen Töchter noch mithelfen, den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten, ohne daran denken zu können, von den Eltern eine Hilfe zur Gründung eines neuen Haushalts zu bekommen.

Interessant ist in dem Zusammenhang die Frage, ob eine berufstätige Tochter ebenfalls Anspruch auf die Aussteuer hat. Wenn sie im Haushalt der Eltern lebt und ihren Verdienst ganz oder teilweise den Eltern zu-



Ein Traum, der heute nur selten erfüllt wird.

kommen läßt, hat sie diesen Anspruch selbstverständlich. Auch wenn sie ihr Einkommen ganz für ihren eigenen Unterhalt verbraucht, bleibt der Anspruch bestehen. Nur wenn sie einen Teil ihres Verdienstes spart und ihre Ersparnisse eine Summe erreichen, für die sie eine Aussteuer erwerben kann, so verliert sie nach dem Gesetz den Anspruch auf eine Aussteuer, da sie dann ja Vermögen besitzt.

Legen denn die heutigen jungen Mädchen überhaupt noch Wert auf eine gute, gediegene Wäscheausstattung? Haben sie nicht viel zuviel andere Interessen, die ihnen wichtiger sind? Es mag stimmen, daß die Mädchen heute nicht mehr so viel reden von ihrer Aussteuer, und es gibt auch nicht mehr viele, die nur eine Arbeit annehmen, um für die Aussteuer zu sparen. Außerdem sind die jungen Menschen angesichts der Wohnungs- und Geldknappheit bescheidener geworden in ihren Vorstellungen über die Gründung eines Haushalts. Weil sie wissen, daß die Eltern ihnen nur wenig helfen können, geben sie sich fürs erste mit dem Notwendigsten zufrieden. Sie sind vernünftig genug, nicht nach einer Wäscheausstattung zu verlangen, die für eine mehrköpfige Familie noch nach 25 Jahren ausreicht. Eine solche Kapitalanlage können sie sich nicht leisten, dazu müssen sie zu sehr rechnen mit ihrem kleinen Verdienst.

Aber Freude an schöner, weißer Wäsche haben die Frauen und Mädchen auch heute noch, und ein wohlgefüllter Wäscheschrank ist auch heute noch ihr geheimer Wunschtraum. Nur wissen sie, daß dieser Traum sich leider nicht erfüllt, und darum nehmen sie, ohne unglücklich darüber zu sein, vorläufig mit einem wohlgeordneten Wäscheschrank zufrieden.

K. Bo.

Aina hätte nach Aachen kommen sollen!

Die Kollegin Norström hat leider zum größten Teil recht. Die Kieler Studenten sind so weit, daß sie selbst ein Mädel aus dem Mittelstand mit den Worten abtun: „Ach die, deren Vater ist ja nur Friseur!“ Aber die Kollegin hätte nach Aachen zur Akademie für Publizistik kommen sollen. Dort herrschte tatsächlich Kameradschaft sowohl zwischen Studenten und Studentinnen als auch zwischen Dozenten und Schülern, obwohl wir nicht „du“ zueinander sagten. Übrigens finde ich, das Wörtchen „Du“ macht es auch nicht allein, zudem erscheint es mir etwas unehrerbietig, einen Lehrer zu duzen. Es ist schade, daß Aina Norström nicht die Kameradschaft zwischen Jungen und Mädchen in den Jugendgruppen kennengelernt hat, denn darüber brauchen wir uns doch erst nicht zu unterhalten, die ist vorhanden. Ruth Deisen, Duisburg.

„Fahrtenwasserjungfrau“!

Ist es in Schweden üblich, daß das Banner der Nation im Turnzeug getragen wird? Wenn man, wie im „Aufwärts“, die Nation und die Verbundenheit mit einer Nation herausstellen will, so wählt man kein Bild einer Sportveranstaltung mit einer „Fahrtenwasserjungfrau“.

Zum Abschnitt „Kein Kontakt zwischen Student und Arbeiter“ ist nichts hinzuzufügen. Er gibt auch meine Meinung wieder.

„Sex-Appeal statt Kameradschaft“ ist ein Thema, wofür man Bücher schreiben könnte, für jedes Land und jede Landschaft ein anderes. In vier mir bekannten Fällen ist die „Kameradschaft“ in die Brüche gegangen. Aina wird sagen, „dann war es keine“. Ich antworte: „Es gibt keine.“

Wir Deutsche stellen uns die Frau gleichsam als Seele der Familie und damit auch des Volkes vor. Nicht als Familienernährerin, sondern als „Mutter“ im Beruf. Sie steht scheinbar im Hintergrund und ist doch Mittelpunkt. Nicht das Fleischartige steht im Vordergrund, sondern die echte Liebe.

Bert Strey, Buer i. Westf.

Gleichberechtigung der Frau — einmal anders gesehen!

Die Kritik an der Stellung der deutschen Frau im öffentlichen Leben hat mich sehr nachdenklich gemacht. Aus den Vergleichen mit Schweden kann man entnehmen, daß sich dort die Gleichberechtigung der Frau in größerem Maße als bei uns durchgesetzt hat. Ist das nun das Erstrebenswerte? Ich glaube, daß wir uns über die tieferen Gründe und Folgen dieser schon zum Schlagwort gewordenen Forderungen einmal Gedanken machen müßten.

Sehen wir uns die Einzelheiten an, die unsere schwedische Kollegin so entsetzt haben. Offenbar sind unsere Frauen noch zu sehr Frau — nach schwedischer Auffassung. Sie kritisiert das Verhältnis zwischen Mann und Frau im beruflichen Raum. Daß beide in Beruf und Öffentlichkeit im Verhältnis zueinander eine Form der Kameradschaft finden müssen, ist selbstverständlich. Aber nimmt es nicht dem Umgang miteinander gerade die letzte Feinheit, wenn einer im anderen nur den „Menschen“ sieht, mit dem er arbeitet? Verpflichtet es nicht den Mann zu größerer Ritterlichkeit, wenn er in der Kollegin die Frau sieht, und ebenso die Frau zu größerer Beherrschung dem Mann gegenüber?

Die Tatsache, daß auch die verheiratete Frau den Lebensunterhalt oft mitverdienen muß, ist aus dem Berufsleben in Deutschland ebensowenig wegzudenken wie aus dem schwedischen. Der Unterschied scheint mir darin zu liegen, daß es dort ganz und gar normal ist, während es bei uns von den meisten Frauen und Mädchen noch als widernatürliche Notlösung empfunden wird. Sind wir da rückständig? Oder ist in unseren Frauen und Mädchen noch ein letztes Gespür für die gottgewollte Ordnung der Dinge lebendig?

Aina Norström meint, die deutsche Frau besitze zu wenig menschliches Selbstbewußtsein, um dem Mann als gleichberechtigte Partnerin gegenüberzutreten zu können. Ich habe vielmehr den Eindruck, als könnten die meisten unserer Frauen und Mädchen sich nicht genug tun in dem Bestreben, gleichberechtigte Partnerin zu sein. Welches Mädchen hat heute den Mut, einmal um der Güte willen auf sein „gutes Recht“ zu verzichten? Um der Bewahrung der tiefsten Dinge willen zurückzustehen hinter dem Mann? Sind diese Dinge denn weniger wert als fünf Pfennig mehr Stundenlohn oder Sitz und Stimme in irgendeinem Ausschuß? Beides ist notwendig, doch ist die Frau mehr noch als der Mann ihrem Wesen nach verpflichtet, die rechte Rangordnung zwischen äußeren und inneren Werten zu finden und zu wahren. Gisela Höel, Köln.

In der Arbeiterbewegung ist es anders!

Die Kritik der jungen Schwedin ist sehr hart für uns, aber sie ist gerecht und richtig.

Obwohl die Studentenjugend sich heute in großer wirtschaftlicher Not befindet und zu mehr als 50 v. H. während der Semesterferien ihr Studium Seite an Seite mit dem Arbeiter verdienen muß, schaut sie überheblich auf ihn herab. Wenn ihr in den heutigen Schulen nicht die Augen geöffnet werden für die Probleme ihrer Zeit, warum nimmt sie nicht den frischen Wind aus den Fabriken und Arbeitsplätzen mit in die Hochschulen und Universitäten, daß dort einmal der Staub aufwirbelt und möglichst gleich aus dem offenen Fenster fliegt? Schämt sie sich vielleicht gar ihrer wirtschaftlichen Not und vermeintlich sie, anstatt ihre Linderung zum gemeinsamen Ziel der gesamten arbeitenden Jugend zu machen?

Auch im zweiten Punkt muß ich unserer schwedischen Freundin — entgegen der Meinung der Redaktion — leider recht geben.

Das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern basiert zur Hauptsache auf den sexuellen Gegensätzen und nur selten auf gleichen Interessen. Die Schuld liegt auf beiden Seiten. Die Männer wollen nicht die Gleichberechtigung der Frauen im öffentlichen Leben, und die Frauen beweisen zuwenig durch Wort und Tat, daß es ihnen ernst ist mit ihrer Anteilnahme am öffentlichen Geschehen.

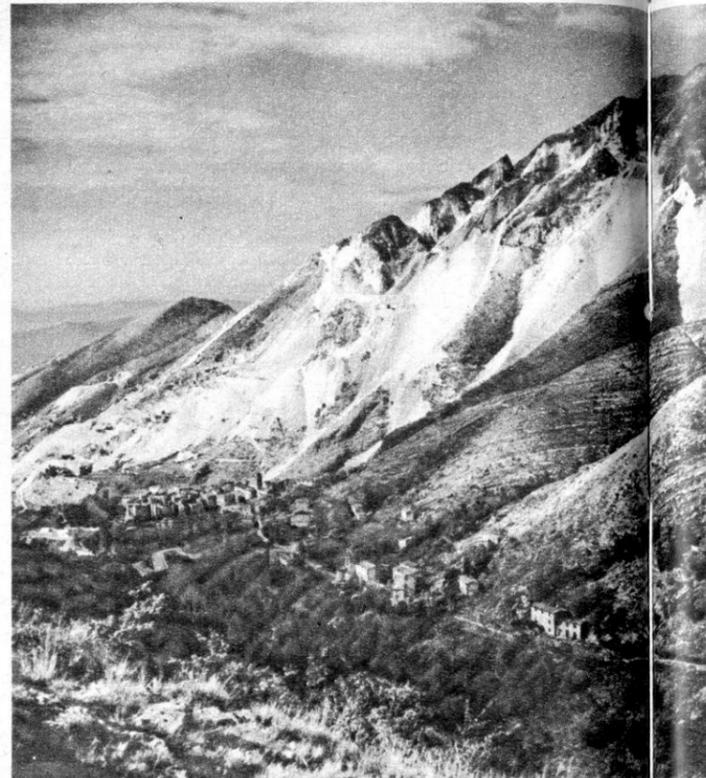
Eine Einschränkung aber muß ich an der Kritik der Schwedin machen. Das Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen in der Arbeiterbewegung weist nicht die gleichen Mängel auf. In dem Augenblick, wo die Jugendlichen sich dort anschließen, ordnen sie sich in die hier herrschende Atmosphäre ein, die gekennzeichnet ist durch das gesunde, kameradschaftliche Verhältnis zwischen Arbeitern und Studenten und zwischen Jungen und Mädchen. Hier ist gemeinsamer Kampf um ein besseres Leben, hier ist gemeinsames geistiges und kulturelles Erleben und Erarbeiten, hier ist Frohsinn in natürlichem Zusammensein, hier ist Gleichberechtigung! Emmi Lüdemann, Hamburg

Zu dem Problem der arbeitenden Frau möchte ich jedoch sagen: Ich kenne München und die Münchener Verhältnisse nicht, kann mir aber nicht vorstellen, daß es dort keine berufstätigen Frauen gibt. Wenn unsere schwedische Kollegin den Eindruck hatte, daß man in dem Punkt bei uns in Deutschland noch so weit zurück ist, so muß sie sich meiner Ansicht nach nur in sehr exklusiven Kreisen bewegt haben. Menschen mit einem gesunden Menschenverstand werden auch bei uns heute nichts Merkwürdiges darin sehen, wenn eine Frau ihren Beruf ausübt. Ich bin mir vollkommen darüber klar, daß man uns in Schweden in manchen Dingen voraus ist, aber so sehr hinterwäldlerisch, wie Aina meint, sind wir denn doch nicht mehr. Gerda Peters, Hamburg.

Aina Norström hat recht!

Es hat mich sehr gefreut, daß eine ausländische Studentin ihre Meinung hinsichtlich der mangelnden Solidarität zwischen Arbeitern und Studenten in Deutschland so anschaulich dargestellt hat. Ich muß Aina in allen Abschnitten ihres Aufsatzes recht geben, denn ihre Ausführungen entsprechen den Tatsachen in vollem Umfang.

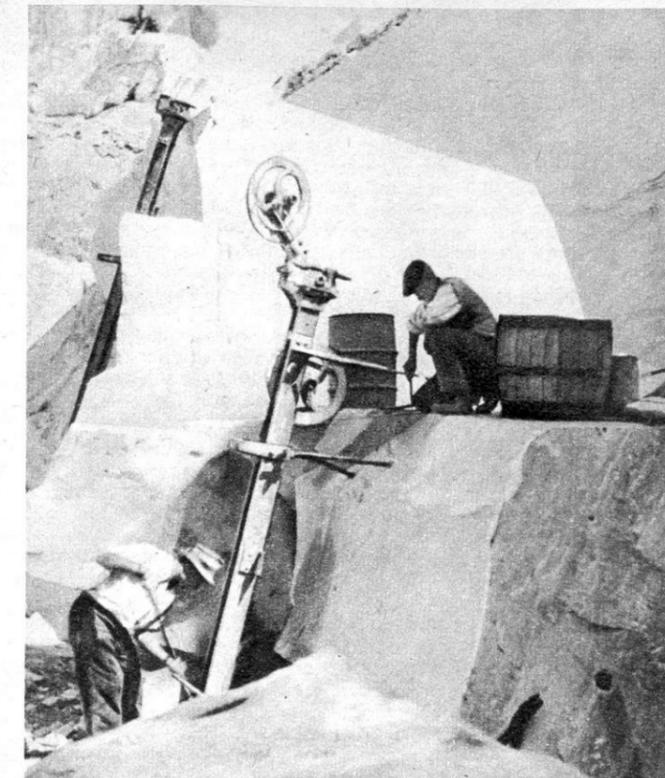
Ich würde mich gerne mit ihr über diesen Punkt eingehender unterhalten und bitte freundlich um die Anschrift von Aina Norström. Ernst Stähler, Meggen.



Eine neue Generation ist seit dem Tode Cino Luccettis herangewachsen und arbeitet wie die Väter und Vorfäter in den Marmorsteinbrüchen Carraras, deren Ruhm so alt ist wie die Geschichte Italiens. Die seltsame, fast mystische Berglandschaft ist mit weißem Geröll, den Aushubmassen der Marmorbrüche bedeckt.



Zwei junge Mädchen aus Collonata, die wir unterhalb des Dorfes an einer Quelle trafen, füllten die leeren Chiantiflaschen der Arbeiter mit frischem Trinkwasser. Der Wein ist teuer geworden, und der Verdienst ist knapp. Vor 70 Jahren verdiente man mehr Geld in den Marmorbrüchen. Die goldenen Zeiten von Carrara sind vorbei.



Mit feinen Drahtseilen wird der Marmor aus dem Berg herausgeschliffen. Zurzeit wird nur an vier Tagen gearbeitet. Waren es früher 5000 Mann, so sind es heute noch 1200 Arbeiter, die hier die Krise zu überstehen hoffen. Marmor ist wenig gefragt.

Cino Luccetti aus Carrara warf die Bombe

Michelangelo bezog seinen Marmor aus Carrara. Die Statue eines Sklaven, an der er 40 Jahre arbeitete, wurde nie vollendet. Sie war für den Unterbau des Grabmals Papst Julius' II. bestimmt.

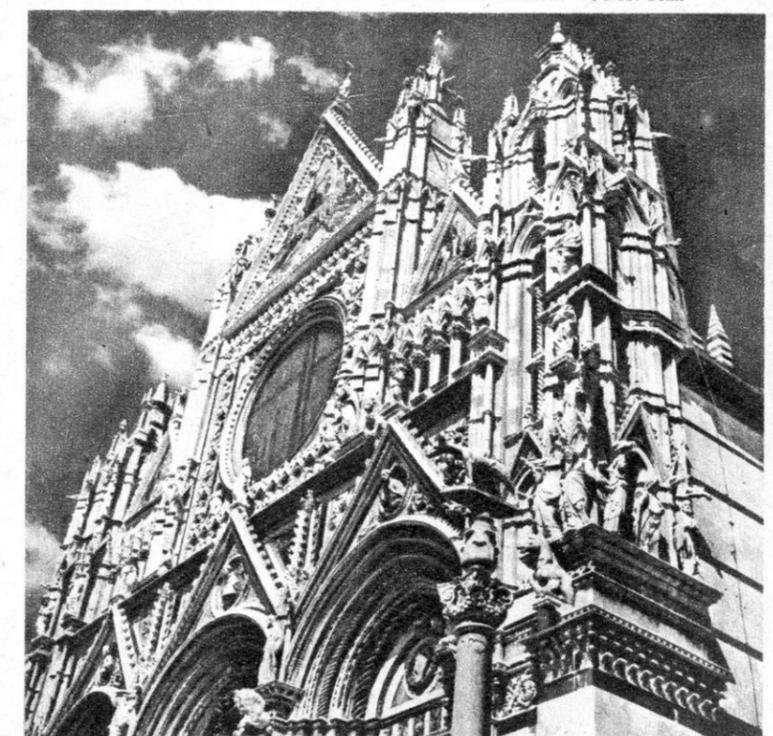
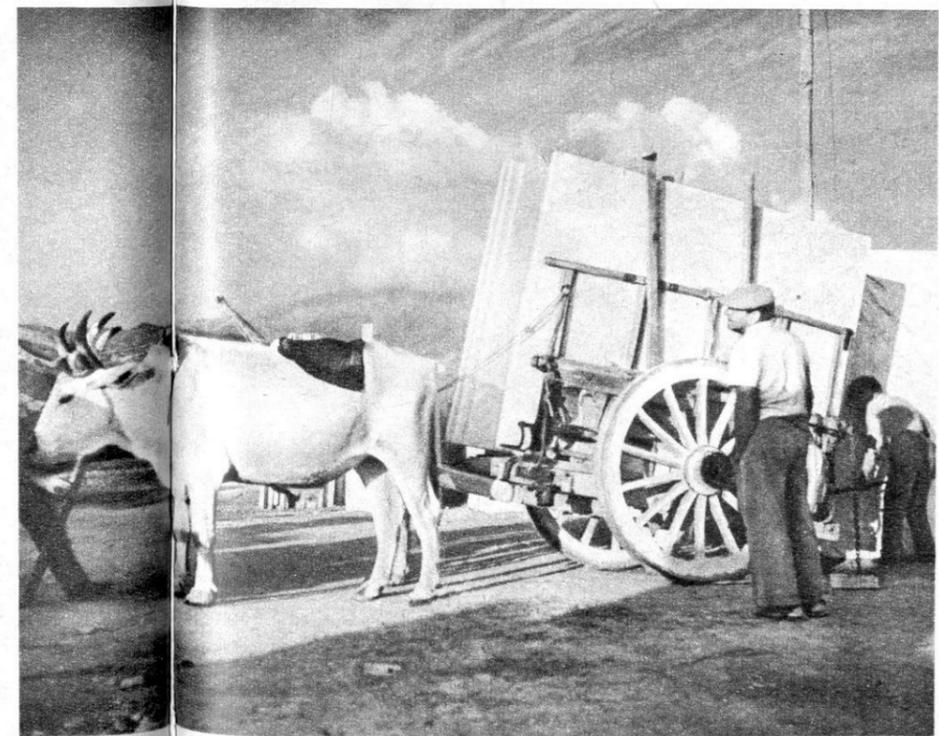
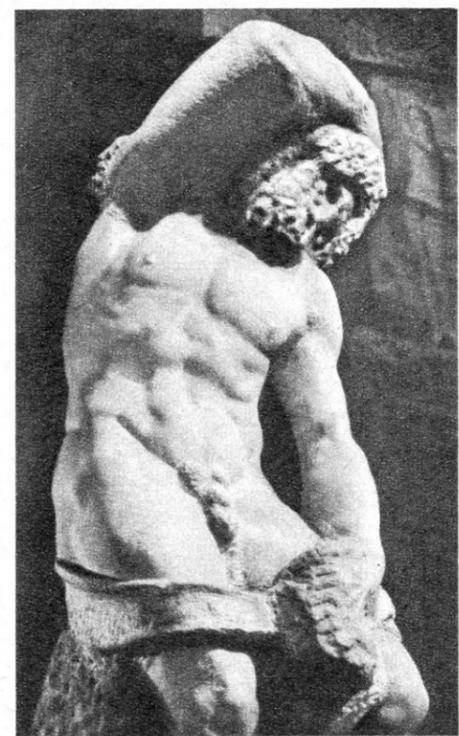
Heute besteht nur noch ein einziges Ochsgengespann, das den Marmor wie zu Michelangelos Zeiten zum Hafen bringt. Ochsen beförderten die Blöcke für die etruskischen Mauern von Luni, für die Türpfosten des Pantheons und für den italienischen Dombau. Die ganze Skala der Luxusmarmore wurde in Carrara gebrochen, der gefärbte mit Arabesken durchsetzte, der violette, schneeweiße und pfirsichblütenfarbene.

Carraras' Arbeiter schnitten den Marmor für die Bäder der römischen Imperatoren, für Italiens Dome, für die Hallen der Bankiers von Wallstreet. Ihr Segen und Fluch. Wie Michelangelos Sklave sind sie noch an den Marmor gefesselt. Luccettis Geist wird sie frei machen! Fotos: Senn



Unter den Arbeitern der alten und berühmten italienischen Marmorsteinbrüche von Carrara wuchs der Widerstand gegen Mussolini. Um so stärker wurde aber auch der faschistische Terror. Cino Luccetti, der junge Arbeiter aus der Marmorfabrik, war nicht der einzige, der sich mit den Schwarzhemden prügelte. In den geheimen Zusammenkünften der Antifaschisten und Republikaner im Wald und an der Küste von Carrara entschloß er sich, Mussolini zu töten. Im Februar 1923 reiste er nach Rom, den geladenen Revolver in der Tasche. Besessen von seiner Idee. Doch er war kein Hitzkopf; es gelang ihm nicht, den Duce vor den Revolver zu bekommen. Unverrichteterdinge kehrte er nach Avenza zurück. Nach einem Streit, bei dem er einen Faschisten verletzte, ging er als Steinhauer nach Frankreich. Am 11. September las man in allen italienischen Zeitungen: „Als sich Mussolini um 10 Uhr vormittags im Automobil nach dem Palazzo Chigi begab, schleuderte ein Arbeiter eine Bombe gegen den Wagen. Durch die Explosion wurde ein Straßenarbeiter verletzt, während Mussolini nicht verwundet wurde. Der Attentäter wurde verhaftet. Es handelt sich um einen aus Frankreich zurückgekehrten italienischen Arbeiter.“ — Dieser Arbeiter war Cino. Auch seine Mutter, die Geschwister und

die Braut wurden verhaftet. Elf Monate saß die alte Frau im Kerker. Vor Gericht bekannte sich Luccetti als unversöhnlicher Feind der Faschisten. Er lehnte sogar einen Verteidiger ab. In Porto Lungone sperrte man ihn ein. Dann verschwand er in den düsteren Verliesen von Fossombrone in der Provinz Fano. Dann schleppte man ihn auf die berühmte Galeereninsel Ventotente hinter die Mauern des Zuchthauses Santo Stefano. Bei der Überführung kam es auf den Bahnhöfen zu widerlichen Szenen. In Ketten gelegt, mußte er die „spontane Demonstration des Volkes“ erdulden. Weiber spuckten ihn an. Mit Fäusten zerschlug man sein Gesicht. 17 Jahre verbrachte Luccetti in Einzelhaft! Doch er sollte den Sturz des Diktators noch erleben. Die Alliierten befreiten ihn. Auf Ischia wartete er auf seine Heimkehr. Die Sonne der Freiheit leuchtete wieder! Eine deutsche Bombe traf aber das Haus, das ihn beherbergte. Unter den Trümmern fanden seine Freunde einen Toten. Die sterblichen Überreste überführten sie nach Avenza. In den Steinbrüchen suchten sie einen gewaltigen Block aus weißem Marmor. Darunter liegt Cino Luccetti, der proletarische Freiheitskämpfer, in Carraras Erde.



SAND

Ich will ihn Grant Yates nennen; sein richtiger Name tut nichts zur Sache. Er war ein Mann in den fünfziger Jahren, hochgewachsen, mager und mit einem blassen Gesicht. Ich war damals zwölf Jahre alt. Wie mein Vater war auch er im Tal des Colorado beheimatet. Sein kleines weißes Haus stand am Fuß eines Sandhügels, und wir lebten fünf Meilen südlich von ihm in der trockenen Buffalosteppel. Ich glaube, er hatte mich sehr gern; denn ich liebte seinen Sandhügel wie er. Mit meinem Pferd ritt ich oft zu ihm, und dann gingen wir beide zu dem großen Hügel in der Nähe seines Hauses, setzten uns und erzählten oder saßen bloß beisammen.

Es war ein wunderbarer Hügel, sein Sand schimmerte wie Gold, sein Gras war zerstreut, aber hochgewachsen und grün im Sommer. Von seinem Gipfel konnte man meilenweit sehen. Eines Tages setzte er sich wieder mit mir auf den Hügel, ließ eine Handvoll Sand durch seine Finger rieseln und sagte:

„Der Sand ist die Zeit, abgesetzt und so ausgerichtet, daß er mit den Sternen heimlich und eng verbunden ist; dauernd den Ort unter den Füßen ändernd wie die Zeit selbst. Und du kannst nicht mehr auf einmal nehmen als eine Handvoll.“

Er lächelte und fuhr fort: „Zwei Jahre sind eine lange Zeit! — Für dich, meine ich!“ Ich sagte ihm, daß ich in zwei Jahren vierzehn sein werde.

Er nickte: „Und mit einer Menge Jahre noch vor dir. Was willst du mit ihnen anfangen?“

„Ich wüßte es noch nicht“, gab ich zur Antwort.

„Natürlich, du kannst es nicht wissen, es gibt so viel Dinge, wenn man noch jung ist. Aber merke dir dies: du kannst alles machen; es gibt keine unüberwindlichen Hindernisse. Es ist überall ein Weg darüber, durch oder vorbei.“

Ein erstickender Husten überfiel ihn, und dann bat er mich, mit ihm hinunterzugehen. Langsam schritten wir seinem Haus entgegen. Er hatte dieses Haus selbst gebaut und jedes Stück in ihm gezimmert. Natürlich fragte ich ihn, ob er Zimmermann sei.

„Nein, aber ich verbrachte eine lange Zeit in einem kleinen weißen Raum eines Sanatoriums. An das Bett gebunden, plante ich dieses Haus und baute es, als ich entlassen wurde“, gab er mir zur Antwort.

Ich verstand nicht, warum er in einem Sanatorium war, und als ich später meine Mutter fragte, erklärte sie mir, daß Grant Yates lungenkrank sei.

„Dieses Haus und mein Pferd, das ist alles, was ich noch wollte. Der Arzt sagte mir, ich hätte noch zwei Jahre zu leben — vielleicht noch mehr. Das Geld, das ich besitze, kann mich noch so lange unterhalten. Ein Jahr ist schon vergangen; es war ein prachtvolles Jahr.“

Der frühe Winter war sehr mild in diesem Jahr, aber im Februar begann an einem späten Nachmittag ein furchtbarer Sturm, der sich fast jede Nacht wiederholte. In einer dieser Nächte klopfte jemand an unser Tor. Es war Fred Williams, welcher eine Meile südlich von uns lebte. Er erzählte, daß sein Sohn Rob ernsthaft krank geworden sei. Der Junge bekam Schüttelfrost und Schmerzen in der Brust. In der Nacht stellte sich Fieber ein, und er litt unter den schmerzhaften Hustenanfällen.

Meine Mutter fragte mich, ob ich zum Telefon gehen möchte, welches in Woodrowcamp, noch fünf Meilen von Grant Yates entfernt, war. Williams hatten nicht einmal ein Pferd,

und so beschloß ich zu gehen, zumal ich die Hügel und Wege wie die Linien meiner Hände kannte. Meine Mutter nahm weiße Tücher und Medizin und begab sich mit Williams auf seine Farm. Ich sattelte Shorty, mein Pferd, und ritt zum Woodrowcamp. Der Sturm machte es mir unmöglich, irgend etwas zu erkennen. Doch Shorty hielt zwei Stunden später neben Grant Yates' Haus. Ich überlegte, ob ich nicht gleich weiterreiten sollte. Doch dann roch ich den Rauch von Yates' Ofen und trat ein. Er war schon im Bett.

„Was machst du in diesem Sturm da draußen?“

Während ich sein Feuer auffrischte, erzählte ich alles, was vorgefallen war. Bald nach den ersten Sätzen verstand er und griff nach seinen Sachen. Ein leichter Schwindel erfaßte ihn, und er mußte sich wieder für einen Augenblick setzen. Dann ging er zu seinem Schrank, öffnete ihn, nahm einige Flaschen heraus, packte sie in eine Tasche und legte sich einen leichten Mantel an, während ich mit klopfendem Herzen zuschaute, seine Absicht ahnend. Er sah es mir an, und ohne daß ich ihn fragte, erwiderte er:

„Ich gehe an Williams Platz.“

„Ich hole ja den Arzt“, sagte ich fast zornig. „Der Arzt kann erst in einigen Stunden hier sein. Der Junge hat eine Lungenentzündung, und ich weiß ein wenig über diese Krankheit. Es kann sein, daß ich ihm helfen kann.“ „Der Sturm ist aber so heftig,“

Er lächelte und sagte: „Ich will es machen. Es gibt keine unüberwindlichen Hindernisse. Willst du mein Pferd satteln?“

Zehn Minuten später ritten wir beide fort — er meinen Weg zurück und ich weiter nach Woodrowcamp.

Wie Grant Yates ankam, weiß ich nicht. Ich brauchte noch zwei Stunden, um nach Woodrowcamp zu gelangen, und der Arzt versprach mir, sofort aufzubrechen.

Am späten Nachmittag kam er bei uns an, und ich gab ihm eines meiner Pferde; denn das seinige war müde und durchgeschwitzt. Als ich ihm erzählte, was ich über Rob wußte, schüttelte er den Kopf und meinte, daß nicht mehr viel Aussichten wären. Doch er wolle hin, um wenigstens den Totenschein noch auszustellen.

So kam er bei Williams an. Rob war nicht tot. Sein Fieber hatte sich gelegt, und er war eingeschlafen. Der Doktor untersuchte ihn, drehte sich zu Williams und sagte:

„Euer Junge bleibt am Leben, nur weil Mister Yates rechtzeitig kam.“

Dann nahm er Grant Yates zur Seite und sprach mit ihm im Flüsterton, aber am Ende vernahm ich, wie Yates erwiderte:

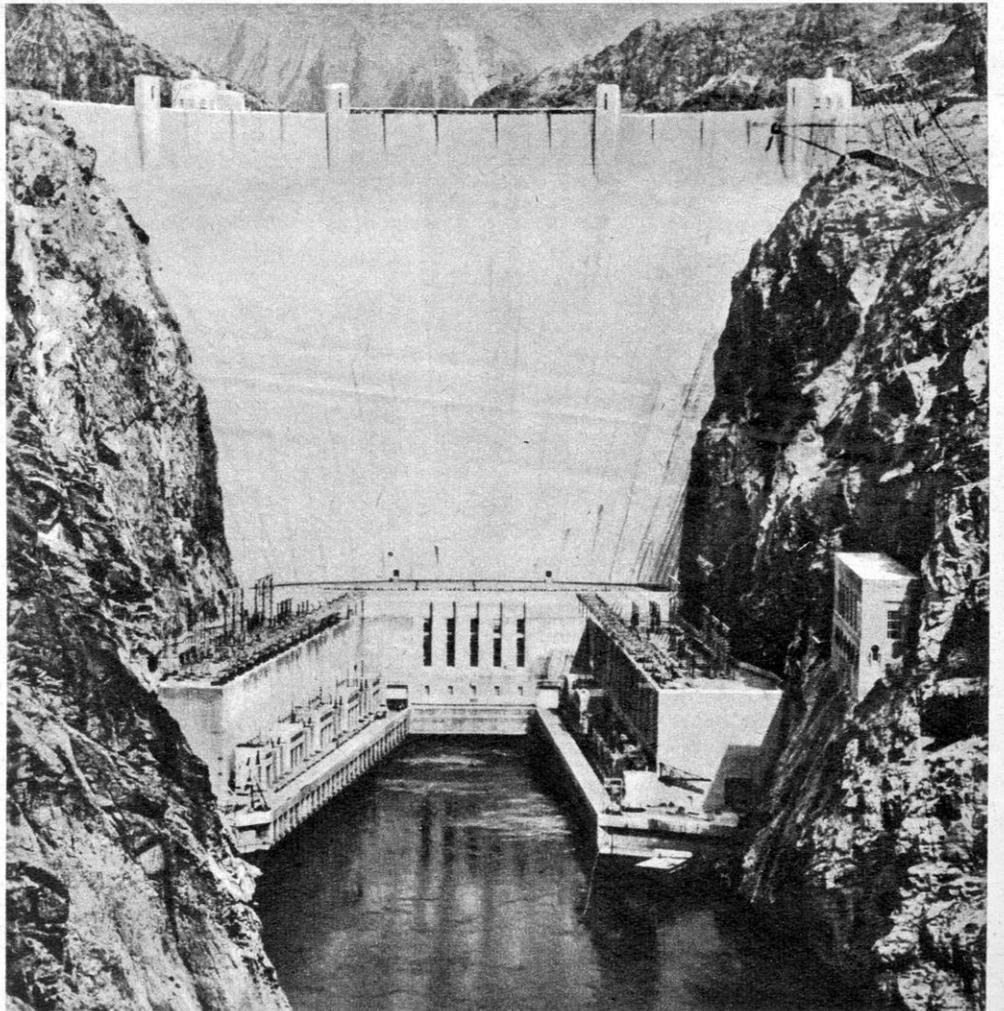
„Was sind schon ein oder zwei Monate.“ Ein Husten überfiel ihn abermals, und er mußte sich setzen.

Meine Mutter wollte Grant Yates bei uns behalten, doch er bestand darauf, nach Hause zu gehen. Der Doktor begleitete ihn. Eine halbe Stunde später, nachdem er in sein Haus kam, starb er im Beisein des Arztes. Wir begruben ihn im Sand des Hügels und setzten einen Stein auf sein Grab. Aber der Sand wanderte von Stunde zu Stunde, und eines Tages fand ich den Stein nicht mehr. Der Sand hatte ihn begraben.

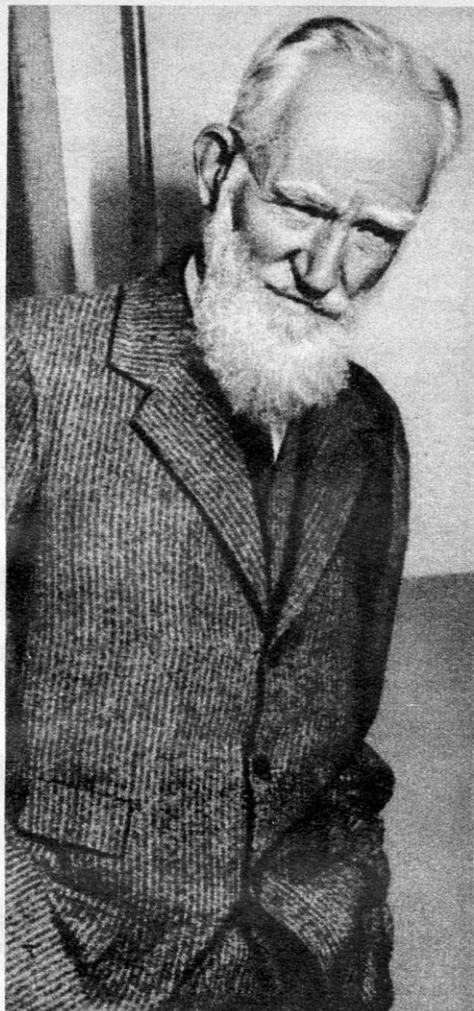
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hans Strzoda.

50 v. H. der gesamten Weltstromerzeugung entfallen auf die Vereinigten Staaten. Der Stromverbrauch des Amerikaners ist zehnmal so hoch wie der eines Menschen in der übrigen Welt. Etwa 30 v. H. des Stromes wird durch Wasserkraftwerke erzeugt. Hier der Hoover-Damm am Colorado, der für die kalifornische Industrie von großer Bedeutung ist.

Foto: AD



EINER WARTET AUF EIN SCHIFF



George Bernard Shaw †

Der Tod hat ihn gebeugt. Sonst nichts auf dieser Welt. Nicht die herrschende Ungerechtigkeit, gegen die er zeit seines Lebens angekämpft hat; nicht die Vorurteile der Menge; nicht die Isolierung in seinem Mutterland, die erst gebrochen wurde, nachdem er die deutschen Bühnen eroberte. Von den Spielplänen der deutschen Bühnen war und ist er nicht mehr wegzudenken.

Ein Dichter! Und mehr. Ein seltener Mensch, der mit der Waffe des Geistes anstürmte gegen die Ungerechtigkeit dieser Welt, der die Lüge und die Phrase ihres schillernden Gewandes entkleidete, der sich aber mit der Ablehnung nicht begnügte, sondern Wege aufzeigte, wie das Leben der einzelnen und der Völker freier, gerechter und würdiger zu gestalten sei.

Groß ist das Werk Shaws. Nicht nur an Gedanken, sondern auch an Zahl. Mehr als fünfzig Bühnenwerke hat er der Welt geschenkt, dazu ein Werk „Wegweiser der intelligenten Frau zum Kapitalismus und Sozialismus“, das Ramsay Macdonald in seiner Bedeutung neben die Bibel stellte. Ein Licht erlosch; gespeist war es von der sittlichen Entrüstung des Herzens, geklärt von einem seltenen und überragenden Geist, Talent und Fleiß hoben sein Werk in die Gefilde der großen Kunst.

Wenn ein solcher Mensch, dessen Leben immer und nur der Höherentwicklung der Menschheit gedient hat, diese Erde verläßt, dann hat er sein Werk zuerst denen vermacht, die seine Gedanken weitertragen und dafür kämpfen sollen.

Immer und überall ist es die Jugend aller Völker.

Hans Dohrenbusch

Einer wartete auf ein Schiff. Er war noch sehr jung, gerade der Schule entwachsen, die er mit dem Gefühl der Erleichterung verlassen hatte. Nicht eigentlich, weil er das Lernen nicht mochte. Das war ihm sogar gut gelungen, wie das Zeugnis der Reife, das man ihm mit auf den Weg gegeben hatte, bewies. Ihm wurde es einfach zu eng in der Schulstube, und auch daheim, obwohl hinter dem Haus der Mutter ein großer Garten lag, in dem er nach Herzenslust tollen konnte. Aber das war es nicht, wonach er sich sehnte. In seinen Knabenträumen schon war immer wieder das große Segelschiff aufgetaucht, das er nun suchte. Darin verbarg sich seine Sehnsucht nach Freiheit und Weite. Er nannte das anders: „Ich muß ein Schiff haben! Ich will zur See!“ Aber er meinte damit doch nichts anderes als die Sehnsucht seiner Kinderzeit, die nun klarere und festere Züge bekommen hatte, wie auch sein Antlitz strenger und männlicher geworden war, als ihm eigentlich nach seinen Jahren zukam.

Aber das spürte er bald: man muß warten können. Das war nicht so einfach. Denn auf dem Heuerbüro saßen in dem dicken Tabakqualm tagein, tagaus viele junge Menschen, die ebenso wie er darauf warteten, daß ein Schiffer kam und sie anheuerte. Der Baas hatte ihn in seine Liste aufgenommen und gemeint: „Bei Gelegenheit wird es sich schon machen!“ Aber das war ein unbestimmter Begriff, an den der Mann hinter seinen Listen kaum noch dachte, wenn sich sein Warteraum in der Frühe des Tages immer wieder erneut mit jungen Menschen füllte, denen er gleiche Worte sagen mußte: „Noch nicht! Warten!“ Andere hatten es besser. Die waren gleich nach Ostern in die Lehre gegangen und maßen ihre Kräfte bereits seit Wochen an der neuen Pflicht. Manchmal traf er sie, wenn er abends von seinem Posten auf dem Heuerbüro zurückkehrte. Dann berichteten sie ungefragt mit der Hochmütigkeit der Halbfertigen von ihrem Tageslauf. Das schmerzte immer so ein wenig, wenn man das auch nicht gerne zugab und lieber eine gleichgültige Miene aufsteckte, als den ehemaligen Kameraden von der Hoffnungslosigkeit des Wartens zu erzählen. Denn so ein Heuerbüro ist kein Sanatorium! — Gewiß nicht! Es war gerade darin zum Aushalten. Mehr nicht. Und dann mußte man schon gute Nerven haben. Die brauchte man auch als Fahrensmann.

G. B. S. sprach . . .

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts kam in London ein jüngerer Autor mit dem Manuskript seines ersten Theaterstückes zu einem seiner großen Vorbilder.

„Hier mein Rat, junger Mann“, antwortete einige Zeit später der berühmte Schriftsteller dem schüchternen Anfänger, „geben Sie das Schreiben auf, suchen Sie sich einen Beruf. In der Literatur werden Sie es nie zu etwas bringen.“ — Der Jüngling hieß Bernard Shaw und das große Vorbild George Meredith.

*

Eine literatursüchtige Dame brachte Bernard Shaw einen Roman mit der Bitte um ein Gutachten.

Acht Tage später schickte Shaw das Manuskript mit einer ironischen Kritik zurück.

„Sie haben den Roman überhaupt nicht gelesen“, schrieb die Verfasserin in einem wütenden Brief. „Ich hatte absichtlich einige Seiten des zweiten Kapitels zugeklebt.“

Worauf Shaw antwortete: „Wenn ich ein Ei aufschlage, brauche ich es auch nicht

Jeden Morgen, wenn der Junge sich aus dem Bett erhob, durchrieselte ihn neue Kraft. Und seine Brust füllte sich mit Zuversicht. „Heute!“ sagte er zur Mutter und nickte ihr siegesicher zu. Sie gab sich Mühe, mit ihm zu hoffen, und tat immer so, als wenn sie daran glaubte. Abends hieß es dann: „Heute war ein anderer dran!“ Sie waren alle miteinander Konkurrenten auf dem Heuerbüro geworden, denn jeder wartete darauf, abgerufen zu werden. Manchmal sprach ein Schiffer ein paar Worte mit ihnen. Dann streiften sie ihre zur Schau getragene Gleichgültigkeit ab und strafften sich. Jeder gab sich so, als säße er in einem Examen. Manchmal war das auch so, denn es kam vor, daß ein Kapitän sich seinen Jungen aussuchte. Sie verabschiedeten sich dann von dem Glücklichen mit einiger Aufregung und hofften weiter. Hofften von Tag zu Tag.

Die Mutter führte indes sorgenvolle Gespräche mit Leuten, die ihr zuhörten und manchmal auch mit Vorschlägen oder Vorwürfen nicht sparten. „Zur See? — Solch ein Unsinn! Lassen Sie ihn ein Handwerk lernen! Wann soll der Junge denn Arbeit bekommen in diesen Zeiten?“ „Er möchte aber gern zur See!“ „Hm. Ja, aber er ist doch noch nicht volljährig. Noch haben Sie doch wohl als Mutter zu bestimmen!“ Von diesen Gesprächen erfuhr der Junge nichts. Aber er verriet der Mutter auch nicht, daß er selbst immer unruhiger wurde. Daran änderte auch die kurze Pfeife nichts, die er seit seinem ersten Gang zum Heuerbüro immer bei sich führte und die inzwischen längst eingeraucht war. Das Warten kostete auch manches Paket Tabak.

„Na, mein Junge?“ „Wieder nichts! — Aber es muß nun bald soweit sein!“ Es vergingen dann aber wieder einige Wochen. Der Sommer stand vor der Tür. Der Junge konnte sich darüber gar nicht mehr freuen. Er war sehr still geworden. Die Nachbarn steckten schon die Köpfe zusammen und wisperten: „Dieser große Schiaks! Immer hat er noch nichts! Liegt der Mutter auf der Tasche!“ Aber dann riß er eines Mittags bereits die Tür auf und stürzte in die Stube. „Mutter! Heute abend geht es los! Nach England! — Nun aber ran!“ Der Seesack stand schon lange fertig gepackt bereit. Bald waren seine Sachen klar.

Am Abend stand die Mutter am Hafen. Sie winkte und dachte bei sich: „Wie ist das alles nur so schnell gegangen!“ Hans Bahrs

ganz aufzuessen, um zu merken, ob es schlecht ist.“

*

Ein junger Dichter übersandte Shaw ein Gedicht mit der Bitte, es offen und ehrlich zu kritisieren, und zwar möglichst bald, „denn ich habe noch andere Eisen im Feuer.“

„Lieber junger Freund“, schrieb Shaw zurück, „ziehen Sie die Eisen zurück und tun Sie die Gedichte an ihre Stelle.“

*

Als Shaw einmal gebeten wurde, sich an einer Rundfrage über die Ehe zu beteiligen, schrieb er:

„Kein Mann kann seine Meinung über die Ehe aufrichtig sagen, solange seine Frau noch lebt, es wäre denn, daß er, wie Strindberg, seine Frau haßt. Ich aber liebe meine Frau.“

Premierminister und Oberfeldherren versinken nach kurzem Ruhm in der Dunkelheit. Aber Euripides und Aristophanes, Shakespeare und Molière, Goethe und Ibsen bleiben unerschüttert auf ihrem ewigen Thron.

Goebbels und Münchhausen waren Waisenknaben

LÜGEN - REKORD GEBROCHEN

AUFWARTS berichtete schon in Nr. 20 von den 25 000 jungen Kollegen, die trotz des schlechten Wetters zur Großkundgebung der Bergarbeiterjugend nach Bochum kamen. Der 1. Verbandsjugendtag war ein starkes Bekenntnis zur Solidarität. In der Masse des 3000 Meter langen Festzuges wuchs das Selbstbewußtsein junger Bergarbeiter. Ferngelenkte FDJler versuchten mit terroristischen Aktionen das einheitliche Bild und den Ablauf des Jugendtages zu stören. Mit Autobussen waren sie über die Zonengrenze geschickt worden, gebündelte DM-Scheine, Flugblätter und zusammengefaltete Transparente in den Aktentaschen. Die „spontane Demonstration“ auf der Großkundgebung war bis ins kleinste vorbereitet und die faulen Parolen der Sprechchöre gut einstudiert.

Was machte die Presse der Ostzone aus der Bochumer Großkundgebung?

Die „Berliner Zeitung“ schreibt: „Über 3000 Polizisten und Hunderte von Kriminalbeamten waren auf 60 großen Überfallwagen mobilisiert worden, um die öffentliche Kundgebung der Bergarbeiterjugend vor der Teilnahme der jungen Bergarbeiter zu schützen.“

Warum soll eine Kundgebung der Bergarbeiterjugend vor der Bergarbeiterjugend geschützt werden?

★

Die „Sächsische Zeitung“ schreibt: „Als sich die Jungarbeiter der Schachtanlage Rosenblumendelle weigerten, ihr Transparent mit der Losung »Nie wieder Krieg! Wir fordern den 7-Stunden-Tag« herauszugeben, wurden zwei Überfallkommandos gegen sie eingesetzt.“

Die Bergbaujugend der Schachtanlage Rosenblumendelle führte zufällig kein Transparent mit dieser Aufschrift mit sich.

★

Die „Tägliche Rundschau“ schreibt: „Währenddessen erkletterten zwei Jungarbeiter im Rücken von Heuss eine Mauer und hielten ein großes Transparent mit der Losung: »Wir wollen Butter statt Kanonen, mehr Lohn statt Divisionen.«

Eine Hundertschaft der Polizei wurde zum Sturm auf diese Mauer angesetzt, um das über dem Kopf von Heuss leuchtende Transparent zu entfernen. Die beiden Träger des Friedenstransparentes wurden verhaftet und in Fesseln abgeführt.“

Es wurde versucht, ein Transparent hinter der Tribüne anzubringen. Empörte Jungbergleute in Bergmannstracht entfernten es. Die Hundertschaft und die Fesseln sind eine Einbildung des Berichterstatters. Mit dem Ruf „FDJ vom Platz“ wurden die Störtrupps niedergeschrien.

★

Die „Berliner Zeitung“ schreibt: „Unter den Abscheurufen der Kundgebung flüchtete der Paradedredner Heuss von dem Platz, der von der deutschen Nationalhymne und dem Weltjugendlid aus 25 000 Kehlen widerhallte.“

Professor Heuss verließ nach Beendigung seiner Rede, die von Beifallsrufen der Zuhörer unterbrochen wurde, zusammen mit August Schmidt die Tribüne. Wer kennt das „Weltjugendlid“? Wer die „Nationalhymne“? Man spricht von „Nationalhymne“ und meint damit die ostzonale „Hymne“. Die von Moskau geschulten FDJler sangen, aber nicht die 25 000 jungen Bergarbeiter.

Begnügen wir uns mit diesen kurzen Antworten und lassen unsere jungen Kollegen sprechen, deren Entschliefungen zum Bochumer Jugendtag der Redaktion vorliegen.

Der Bezirksjugendleiter der IG Bochum schreibt: „Die Bezirksleiterkonferenz des Bezirks VI, Dortmund, am 13. Oktober 1950 nimmt mit Empörung zu den Terrormaßnahmen der FDJ auf der Kundgebung unseres Verbandes Stellung. Die anwesenden 73 Jugendleiter stellen sich einmütig hinter die getroffenen Maßnahmen des Hauptvorstandes und begrüßen, daß derselbe klare Konsequenz bezüglich derjenigen Kameraden ergreifen will, die gewerkschaftsschädigendes Verhalten an den Tag legen.“

★

Die Kollegen der Schachtanlage „Friedlicher Nachbar“ schreiben: „Wir distanzieren uns einstimmig und konsequent von den »spontanen Protestlern«, die wir als organisierte Störgruppen erkannt haben, die versuchen wollten, einen Keil zwischen die Hauptverwaltung und die organisierten Jungbergleute zu treiben.“

★

Die Jugendleiter der Geschäftsstelle Recklinghausen schreiben: „Die Jugendleiter fordern einstimmig, daß alle Jugendleiter, die ihrer Pflicht nicht nachgekommen sind, zur Rechenschaft gezogen werden und ihr gewerkschaftsschädigendes Verhalten für immer unterbunden wird. Weiter fordern die Jugendleiter, daß der Hauptvorstand an alle Jugendgruppen die Anweisung

erteilt, daß ab sofort jegliche Zusammenarbeit mit der FDJ zu unterbleiben hat.“

★

Die Kollegen der Zeche Hannover schreiben: „Das Verhalten dieser Schreier, die für ihre unsinnigen parteipolitischen Forderungen Propaganda zu machen suchten, lehnen wir in aller Form auf das entschiedenste ab. Mit unvernünftigen Schreien und moralisch wenig wertvollen Menschen lehnen wir jede Gemeinschaft grundsätzlich ab.“

★

Die Kollegen der Schachtanlage Königsgrube schreiben: „Wir sind nicht gewillt, Vorspanndienst für eine ausländische Macht zu leisten. Wir sind bestrebt, in jeder Weise den gewerkschaftlichen Gedanken zu fördern und tatkräftig mitzuarbeiten an einer Gesundung der Arbeiterklasse.“

★

Der Bezirksjugendausschuß der IG Bergbau Bochum schreibt: „Die Mitglieder des Bezirksjugendausschusses stellen sich einmütig hinter die Maßnahmen des Hauptvorstandes der IG Bergbau und begrüßen, daß der Hauptvorstand willens ist, mit aller Entschiedenheit Übergriffen gewerkschaftlicher Funktionäre und Mitglieder in schärfster Form entgegenzutreten.“

Das sind Ausschnitte aus den vielen Entschliefungen der jungen Kollegen. Seien wir doppelt wachsam. Halten wir noch fester zusammen. Zeigen wir, daß wir eine echte Gewerkschaftsjugend sind! Durch Lüge: Auf zum Licht! **Glück auf!**

Leicht federnd und auf Sambasohlen betritt er die Registratur. Die Manchesterhose (newest look) läßt oberhalb der Schuhränder Socken in modischem Streifenmuster deutlich sichtbar werden. Die Jacke mit der Golf-falte riecht noch ein wenig nach Konfektionshaus. Das Haar ist mit leichter Welle in der Nackenkrause angeordnet. Die ganze Erscheinung atmet pan-amerikanische Eleganz. Die gelblederne Aktenmappe mit Mittelriemen (original Offenbacher Lederwaren) landet schwungvoll im Regal. Jede Bewegung, in dreijähriger Lehrzeit erprobt und ausgefeilt, hat ihre Ursächlichkeit im Standesgefühl.

Ein „guten Morgen“ mit leichter Neigung des Hauptes gilt den älteren Kollegen, ein überhebliches Nichtbeachten den „jungen Stiften“. Eine Welt trennt ihn von diesen Anfängern, eine Zeit von nun fast drei Jahren.

Seine Aktionszeit ist die Mittagspause, sein Schlachtfeld der Lehrlingsraum. „Ha, wie das prickelt, so inmitten der Kollegen zu stehen, Auskunft zu geben und die Jüngeren in die Schliche des Lehrlingsdaseins einzuweihen.“ Gestern rauchte er in dieser Versammlung seine erste Zigarette. Das war ein Gefühl! Saloppe Würde, lässige Hoheit, alles in eins. (Zum Glück hat der Chef nichts gesehen!)

Über das Postholen ist er längst hinaus. Er hat seine feste Tätigkeit, und das tollste ist, die neueren Angestellten reden ihn sogar schon mit Sie und Herr an. (Natürlich liegt das nur an seinem Auftreten, schließlich merkt man doch, wer da vor einem steht!) Sein Gesprächsthema bei den älteren Kollegen ist die Schule, bei den jüngeren Fußball, Kino und bei den intimen... Frauen. „Da hat doch gestern dieser Herr Dr. den Abschlußbogen erklärt, aber ich weiß nicht, nach meiner Meinung gehören die Rechnungsabgrenzungsposten in eine gesonderte Spalte. Und auch die Behandlung des Delkrederkontos paßt mir durchaus nicht...“ Und bei den anderen: „Was sagst du? Der Torwart haut hin? Nun will ich dir mal was sagen: Was der da macht, ist doch keine Technik. Den letzten Ball hätte er doch halten müssen...!“

Nachmittags verläßt er „sein Büro“, aber nicht, ohne sich zuvor die Hände gewaschen, die Fingernägel untersucht und die Haare glattgestrichen zu haben. Er hat nämlich eine Verabredung. Die „Bekanntschaft“ ist natürlich auch auf dem Büro. Schließlich muß man doch die Kollegialität untereinander festigen. Wenn nur diese Prüfung nicht wäre! Jetzt, wo er allein ist, holt er noch einmal die Einladung aus der Tasche. Ja, da steht es: „Sie haben sich... Briefbogen und Schreibgerät sind mitzubringen.“ Unerbittlich ist dieser Satz. Immer wieder drängt er sich nach vorn, verfinstert die glänzendsten Aussichten auf Kino, Fußball und Wochenendanzug, und was das schlimmste ist, die in drei Jahren mühsam anezogene Selbstsicherheit gerät ob dieses Satzes ins Schwanken, die Knie werden weich, die Sambasohlen verlieren ihre federnde Spannkraft, und der kaufmannshaltige Gesichtsausdruck wird ganz unkaufmännisch unsicher. Aber das geht doch nicht! „Mensch, richte dich auf! Haltung, Haltung über alles!“ Und schon geht's. Salopp wie morgens beim Betreten des Büros überquert er den Fahrdamm, gibt auf der anderen Seite einem leicht ergrauten Herrn Feuer, bespiegelt sich im Vorbeigehen in der Fensterscheibe des Hutmodenhauses, bringt schnell eine vorwitzige Haarsträhne an den richtigen Ort und schreitet auf die Normaluhr zu. „Was sehe ich, du bist schon da? Entschuldige bitte, wir hatten wieder furchtbar zu tun.“ Schon winkelt sich sein Arm weltmännisch leicht an, verschlingt sich mit dem der „Bekanntschaft“, und auf geht's in Richtung Eisdielen Concordia. Rudolf Wanke

AUS UNSERN BEZIRKEN

SCHWARZE KUNST

Harald Papier, Jugendleiter der IG Druck und Papier im Gau Nordmark, hat schon von Geburt an durch seinen Namen ein besonders inniges und sinniges Verhältnis zum Papier. Er schickte uns einen langen Bericht über das 1. Treffen der graphischen Jugend des Gaues Nordmark. Es fand in der alten Eulenspiegelstadt Mölln statt. Die Metallarbeiterjugend hatte noch vor kurzer Zeit in dieser witzigen Stadt ihre Zelte aufgeschlagen. Aus allen Teilen des Gaues kamen die Druck- und Papierleute, um ernst und heiter (wie könnte es in Mölln anders sein) über wichtige Berufsfragen zu sprechen und sich in der Gemeinschaft zu freuen. Jeder Ortsverein war vertreten. Die hohe Zahl der Anmeldungen überraschte. Mit großen Omnibussen kamen sie angebraust, und das Herbstwetter war guter Laune wie die Jungen und Mädchen. Doch man war ja in Mölln! Am nächsten Tag machte sich Eulenspiegel über die Regenfässer des Petrus her und begoß die Stadt.

Der Samstag war aber gleich der guten Laune gewidmet. Nachdem der schon erwähnte Kollege Papier die Tagung eröffnet hatte, hielten die Gäste kurze launige Ansprachen. Und dann wurde die Laienspielchar der Hamburger Jugendgruppe losgelassen, und der Chor der Lübecker graphischen Jugend sang. Beifall, Beifall.

Am Sonntagmorgen bildete die Kundgebung den Höhepunkt des Treffens. Nach dem Umzug durch die Stadt versammelten sich die Jünger der Schwarzen Kunst in ihrem Tagungslokal. Kollege Hansen vom Zentralvorstand der IG Druck und Papier sprach zu den Jungen und Mädchen. Am Nachmittag tagte eine Jugendleiterkonferenz in Anwesenheit der Gäste. Alle Wünsche und Sorgen konnten vorgetragen werden.

Kollege Thoma, Gauvorstand der IG Druck und Papier, beschloß das Jugendtreffen. „Uns hat das Treffen einen Aufschwung gegeben, denn wir wissen, daß viele gute Kräfte sich regen, die mit der Jugend und für die Jugend für Frieden und Freiheit streben. Graphische Jugend voran!“



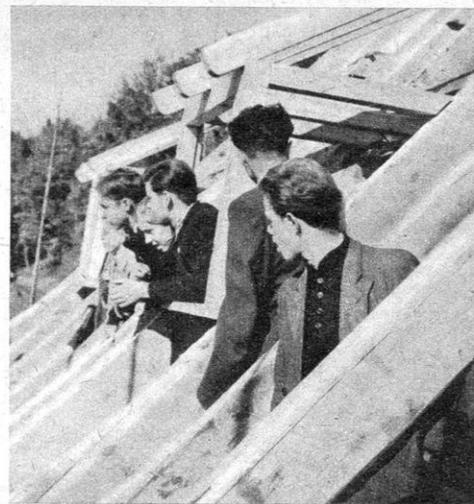
RICHTFEST

Es gibt viele Schweizen. Da ist zunächst einmal die richtige Schweiz, bei der man sich die Namen für alle weiteren Schweizen in Deutschland entliehen hat. Wer kennt im Frankenland die Hersbrucker Schweiz? Dahin wollen wir heute gehen. Etwa 30 km östlich von Nürnberg zwischen den Wäldern liegt das Städtchen Hersbruck. Man könnte es malerisch nennen, wenn das Wort nicht schon zu sehr abgegriffen wäre. Mit dem Rücken Nürnberg zugekehrt, erheben sich links neben der Straße die Höhenzüge des Michelsberges und des Steinberges.

Mitten zwischen den Wäldern auf dem Steinberg wurde vom Deutschen Gewerkschaftsbund, Landesbezirk Bayern, ein Jugenderholungs- und Schulungsheim erbaut.

Am 15. Oktober setzten die Bauleute den Richtbaum auf den Dachstuhl. Die Vertreter aller Gewerkschaftsjugendgruppen Nordbayerns waren gekommen. Der Bezirksleiter des DGB für Ober- und Mittelfranken, Kollege Kembügler, begrüßte 500 Jungen und Mädchen und die prominenten Persönlichkeiten.

„Dieses Heim soll dazu beitragen, unsere Jugend zu demokratischem Denken und zu verantwortungsbewußten Staatsbürgern zu schulen. Ferner soll es in den Sommermonaten eine Erholungsstätte sein.“ Weiter sagte Kollege Hagen, daß außer den Heimen, die schon im südbayrischen Raume stehen, das auf dem Steinberg das erste sei, das die Gewerkschaftsjugend im Raume Nordbayern erhält. Es sollen noch weitere Häuser gebaut werden.



Zehn Zimmer mit je vier Betten und eine ausgebaute Dachunterkammer können 120 Jugendliche aufnehmen. Ein besonderer Komfort sind Duschräume und die Liegehalle für ermattete Fußballspieler, die sich auf dem geplanten Sportplatz aufreiben werden. Kollege Kembügler sagte zum Schluß der Feierstunde, daß hier eine Stätte geschaffen wird, in der unsere Jugend Erholung finden soll, aber auch das Rüstzeug erhalten wird, das stolze Werk unserer Gewerkschaftsbewegung fortzusetzen.

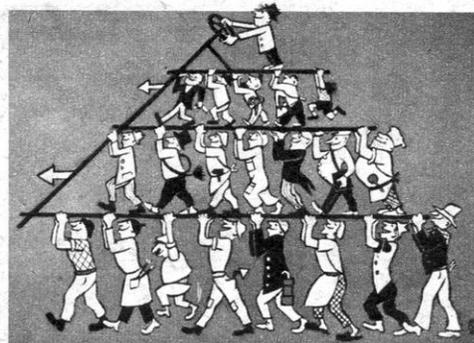
„Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ sangen die 500 Jungen und Mädchen und kletterten dann in den Dachstuhl des neuen Hauses. Tief unten liegt das weite Frankenland.

10 WARUM DENN NICHT PLANWIRTSCHAFT?

Die Grundlage der Volkswirtschaft ist die menschliche Arbeit, hatten wir schon im ersten Kapitel gesehen. Die Arbeit ist notwendig, weil wir nicht alles von der Natur geschenkt bekommen, was wir zum Leben brauchen. Die Wirtschaft ist also ein ständiger Kampf gegen den Mangel. „Wieso Mangel?“ werden uns da die Vertreter der freien Wirtschaft fragen. „In einer freien Wirtschaft gibt es doch keinen Mangel, denn jeder kann überall kaufen, was er will!“ Aber kann er das wirklich? Oder ist es nicht so, daß er nur kaufen kann, wenn er Geld in der Tasche hat? Und wenn das Geld knapp ist, dann ist es leicht, volle Läden zu haben; der Mangel bleibt dann bestehen. Was an unverkauften Überschub bleibt, führt zu bitteren Krisen, die den Überschub vernichten, damit neuer produziert werden kann.

Wenn aber auch in einer freien Wirtschaft Mangel herrscht, dann fällt das wichtigste Argument weg, das von ihren Vertretern immer gegen die Planwirtschaft gebraucht wird. Dann müssen wir uns die Planwirtschaft einmal näher ansehen. Vielleicht ist sie für den einzelnen Arbeiter viel günstiger als der freie Kapitalismus.

Was ist das Kennzeichen einer Planwirtschaft? Wie schon der Name sagt, wird in ihr die oberste Entscheidung über das, was produziert und wie produziert werden soll, nicht mehr von dem einzelnen Betriebsleiter nach freiem Gutdünken getroffen. In einer geplanten Wirtschaft liegt die Gewalt in den Händen von zentralen Stellen. Die können nur für einen Ort zuständig sein, wenn es um kleinere Fragen geht, für einen Bezirk, wenn die Probleme den ganzen Bezirk betreffen, und die wichtigsten Fragen werden auf nationaler Ebene entschieden. Die wichtigste Frage ist nun, wer diese Gewalt besitzt. Im Dritten Reich hatten wir auch eine Planwirtschaft; aber in ihr bestimmten die Unternehmer und die Militärs, und der Arbeiter hatte das Nachsehen. Er war noch schlimmer dran als vorher. Aber das muß nicht so sein. Es ist sehr gut denkbar, daß die arbeitenden Menschen eines Ortes, eines Bezirks oder eines Landes sich zusammenschließen und eine Stelle errichten, welche die Planung durchführt. Diese Stellen müssen demokratisch bestimmt und von den Arbeitern überwacht werden, genau so, wie der Betriebsrat in einem Betrieb oder die Funktionäre der Gewerkschaft demokratisch bestimmt und von unten her überwacht werden.



Diese demokratischen Organe der Planung haben also die Macht in der Wirtschaft. Sie stellen fest, was in ihrem Gebiet produziert werden kann, was fehlt und für was neue Produktionsstätten geschaffen werden müssen. Ihre Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß in ihrem Gebiet alle Menschen über das verfügen, was sie zum Leben unbedingt brauchen. Was darüber hinaus noch an Reichtümern vorhanden ist, wird nach der Leistung verteilt. In den beiden nächsten Kapiteln werden wir genauer sehen, wie das vor sich geht.

Wenn man sich überlegt, daß alle arbeitenden Menschen eines Volkes in der Produktion täglich Hand in Hand arbeiten und daß einer auf den anderen angewiesen ist, daß die ganze Volkswirtschaft eigentlich nur eine einzige gigantische Maschine ist, von allen geschaffen und dazu bestimmt, allen ihren Lebensunterhalt zu geben, dann ist schwer einzusehen, warum denn diese Maschine nun von einigen Leuten gesteuert werden soll, denen es nur darum zu tun ist, für sich recht viel herauszuholen. Die Unternehmer sitzen doch alle an ihren kleinen Kommandostellen in der Maschine. Jeder kommandiert für sich. Aber niemand sorgt dafür, daß sie ihre Befehle nun alle so geben, daß die ganze Maschine schön glatt und ruhig läuft. Einem Mechaniker, der ihnen zuschauen würde, würden die Haare zu Berge stehen. Der eine will dahin, der andere dorthin, und die ganze Maschine läuft nur, weil über allen die Geißel der Not steht. Eigentlich wäre es das einzig Vernünftige, daß sich alle Menschen zusammenschließen und dafür sorgen, daß die Maschine von einer Stelle aus dirigiert wird, und zwar so, daß sie zum Nutzen aller arbeitet. Lütz

BUNTE SPORTPLATTE

Bisher hat Deutschland 198 Fußballländerspiele ausgetragen. Das erste Länderspiel nach dem Kriege, in dem die Schweiz unser Gegner ist, wird das 199. sein.

Mit der Schweiz verbindet Deutschland ganz besonders herzliche sportliche Freundschaften, da die Schweizer immer die ersten waren, die uns die Hand reichten.

Im April 1908 trug Deutschland das erste Fußball-Länderspiel aus. Gegner war in Basel die Schweiz. Nach dem Kriege 1914/18 war Deutschlands erster Gegner die Schweiz, und nach dem letzten Krieg sind wiederum die Eidgenossen — die ersten.

Gegen die Schweiz trugen wir bisher 27 Länderkämpfe aus. 16 wurden gewonnen, 7 verloren und vier endeten unentschieden. Das Torverhältnis steht 71:41 für Deutschland.

Den höchsten deutschen Sieg gab es 1929 in Mannheim mit 7:1, und die höchste deutsche Niederlage 1920 in Zürich mit 1:4 Toren.

Die Schweiz trug bisher 231 Länderspiele aus, von denen nur 70 gewonnen wurden. 40 verliefen unentschieden und 121 wurden verloren.

Der erfolgreichste Schweizer Nationalspieler war der Verteidiger Minelli mit 79 Länderspielen. Auf deutscher Seite ist es Paul Janes, der heute noch bei Fortuna Düsseldorf spielt, mit 71 Länderspielen.

29 deutsche Städte sahen bisher ein Länderspiel, während die deutsche Mannschaft in 39 verschiedenen Städten des Auslandes spielte. Berlin steht mit 20 Länderspielen an der Spitze.

Stuttgart sah bisher 6 Länderspiele, wobei vermerkt werden muß, daß in dieser Stadt noch kein Länderspiel verloren ging. Dagegen konnte von 9 Spielen in Budapest gegen Ungarn nur eines gewonnen werden.

Deutschlands Länderspiel-Bilanz

Gegner	Spiele	gew.	unent.	verl.	Tore
Belgien	8	5	—	3	27:16
Bulgarien	4	4	—	—	16:6
Dänemark	11	6	1	4	29:22
England	7	—	2	5	9:31
Estland	3	3	—	—	11:1
Finnland	9	7	1	1	44:9
Frankreich	4	2	1	1	10:5
Holland	15	4	6	5	31:33
Irland	3	1	1	1	6:7
Italien	9	2	1	6	15:20
Jugoslawien	4	2	—	2	9:7
Kroatien	3	3	—	—	12:2
Lettland	2	2	—	—	6:1
Luxemburg	7	6	—	1	32:8
Norwegen	11	6	4	1	24:10
Osterreich	10	3	1	6	18:32
Polen	5	4	1	—	12:4
Portugal	2	1	1	—	4:2
Böhmen-Mähren	1	—	1	—	4:2
Rumänien	5	5	—	—	28:7
Rußland	1	1	—	—	16:0
Schottland	2	—	1	1	1:3
Schweden	15	5	2	8	29:31
Schweiz	27	16	4	7	71:41
Slowakei	5	4	—	1	13:5
Spanien	3	1	1	1	4:4
Tschechoslowakei	3	2	—	1	5:5
Ungarn	18	5	6	7	40:43
Uruguay	1	—	—	1	1:4
Gesamt:	198	100	35	63	527:363

Erfolgreichster Torschütze war Ernst Lehner, der 65mal in der Nationalmannschaft auf dem gleichen Posten als Rechtsaußen spielte und dabei 30 Tore schöß. Ihm am nächsten kommt Edmund Conen, der in 28 Spielen 27 Tore erzielte. Doch auch ein Verteidiger zeichnete sich als erfolgreicher Torschütze aus. Paul Janes, er traf siebenmal ins Schwarze.

Den höchsten Länderspielsieg gab es gegen Rußland mit 16:0, aber das war 1912. 1940 gab es den zweithöchsten mit 13:0 gegen Finnland. Beim ersten Spiel schoß der Karlsruher Mittelstürmer Fuchs zehn Tore, beim zweiten Spiel der Wiener Hahemann sechs.

Insgesamt wurden bisher 414 verschiedene Spieler in der Nationalmannschaft eingesetzt.

Die klarsten Niederlagen der deutschen Ländermannschaft waren die Spiele gegen England 1909 und gegen Osterreich 1931. Gegen England verloren wir 9:0 und gegen Osterreich 6:0.

Und jetzt eine Frage: Müssen Länderspiele unbedingt gewonnen werden? Nein, es geht nicht um den Sieg, sondern um die sportliche Freundschaft, um die sportliche Verbundenheit der Völker. Darum sind auch die sportlich „weisen“ Betrachtungen und Untersuchungen der Presse abzulehnen, die absolut auf Sieg ausgehen und eine sportliche Niederlage als ein nationales Unglück betrachten. In diktatorisch regierten Staaten gehört es zum Prestige, sportliche Kämpfe zu gewinnen, denn damit wird der Blick von anderen Dingen abgelenkt. Das war auch in Deutschland während des Hitlerregimes an der Tagesordnung.

In einer der nächsten Nummern werden wir einige kleine Beispiele derartiger Methoden wiedergeben.

Von uns aus soll immer der Bessere gewinnen.

Und nun eine kleine Berichtigung. In unserer Nummer 21 erzählten wir in der Sportplatte von dem neuen Weltrekord über 100 m. Dabei wurde gesagt, daß dabei 10 Meter in einer Zehntelsekunde durchlaufen würden. Es muß natürlich heißen — 10 Meter in einer Sekunde. Wir danken den aufmerksamen Lesern, die uns auf den Irrtum hinwiesen.

Die Leichtathletiksaison ist nun seit Wochen beendet, und es ist interessant, die besten Leistungen in den einzelnen Übungen in Europa festzuhalten.

Männer:

- 100 m Sucharew (Rußl.) 10,4 Sek.
- 200 m Leccese (Italien) 21,3 Sek.
- 400 m Pugh (England) 45,8 Sek.
- 800 m Boysen (Norw.) 1:48,7 Min.
- 1500 m Reiff (Belgien) 3:46,6 Min.
- 5000 m Zatopek (Tsch.) 14:03,0 Min.
- 10 000 m Zatopek (Tsch.) 29:02,6 Min.
- Hürden 110 m Bulatnschik (Rußl.) 14,4 Sek.
- Hürden 400 m Filiput (Italien) 51,6 Sek.
- Staffel 4×100 m Rußland 40,9 Sek.
- Staffel 4×400 m England 3:10,2 Min.
- Weitsprung: Faucher (Frankreich) 7,59 m
- Hochsprung: Thiam (Frankreich) 2,03 m
- Hammerwurf: Nemeth (Ungarn) 59,88 m
- Diskuswurf: Consolini (Italien) 55,47 m
- Kugelstoßen: Huseby (Island) 16,74 m
- Speerwurf: Berglund (Schweden) 73,91 m
- Zehnkampf: Heinrich (Frankreich) 7364 P.

An dieser Liste ist bemerkenswert, daß sich Länder wie England, Frankreich, Italien und Rußland in den Vordergrund geschoben und die bisher dominierenden nordischen Länder Schweden, Finnland, Norwegen und dazu Deutschland in den Hintergrund gedrängt haben.



Vor 26 Jahren

Es war auch in Stuttgart im Jahre 1924, als sich die Schweiz und Deutschland im Länderkampf gegenüberstanden. Das Spiel endete unentschieden 1:1. Auf dem oberen Bild sehen wir die feierliche Begrüßung. Es ist ein ungewohnter Anblick, der sich bietet. Der Mann im langen Rock und die dabeistehenden Sportlerinnen mit den Blumen in der Hand. Auch die Zuschauerkulissee ist noch nicht so imposant wie bei den heutigen Spielen, wo oft auf einem Spiel mehr Zuschauer sind als damals bei einem Länderkampf. Das nebenstehende Bild zeigt die beiden Spielführer Schmiedlin (Schweiz) und Jäger mit dem Schiedsrichter Mutters (Holland).





Das Weihnachtsbuch, herausgegeben von Hermann Eoekhoff, mit Bildern von Karl Voß. Georg-Westermann-Verlag. (280 Seiten, 12,80 D-Mark.)

Ein sehr gut aufgemachtes Buch weihnachtlicher Erzählungen, Lieder, Gedichte, Romaneauschnitte. Wir finden Beiträge von Adalbert Stifter, Friedrich Hebbel, Theodor Storm, Wilhelm Raabe, Clemens Brentano, Ernst Wiechert, Jakob Kneip, Felix Timmermans, Hermann Claudius, Thomas Mann und vielen anderen guten Dichtern und Erzählern. Nur ein Name gehört nicht in diese Sammlung — des Rufers in Braun — Hans Baumann.

Sonst ist das Buch eine wertvolle Zusammenstellung literarischen Weihnachtsgutes, geeignet zum Vorlesen vor Kindern und Jugendlichen, aber auch zum Lesen in stiller winterlicher Abendstunde. Besinnlich, heiter, feierlich, wie wir es suchen. Wir begegnen Altem, Liebgewordenem und Neuem, das fortleben wird. H.

Max Peters: „Friedrich Ebert.“ 114 Seiten, Halbleinen, Preis 3 DM (Arani-Verlag).

Der Streit um die Politik Friedrich Eberts, des ersten deutschen Reichspräsidenten, ist auch heute noch nicht beendet. Bei der Suche nach den Gründen der Schwäche der Weimarer Republik taucht immer wieder sein Name auf. Aber gar zu leicht wird dabei das Unrecht wiederholt, das man schon zu Eberts Lebzeiten beging, nämlich, daß man die Person mit der von ihm vertretenen Anschauung gleichsetzte.

Da ist ein Buch von Max Peters, der in vieljähriger Tätigkeit als Jugendsekretär ständig engen persönlichen Kontakt mit Ebert hatte, von Wichtigkeit.

Max Peters macht kein Hehl daraus, daß er mit Eberts Politik nicht immer einverstanden war. Das hindert ihn aber nicht, mit dem Verantwortungsbewußtsein des Historikers den Menschen Ebert als Erscheinung von hoher Verehrungswürdigkeit zu sehen und darzustellen. Gerade heute, wo die Arbeiterbewegung im Kampf mit den Mächten der Restaurierung liegt, besteht die Gefahr, daß man den heimtückischen Angriffen des Gegners unbewußt folgt und ungerecht urteilt.

Wenn darüber geklagt wird, es hätten die Deutschen keine rechte politisch-demokratische Tradition, dann muß man daran erinnern, daß Eberts demokratische Haltung vorbildlich war. Daß wir heute Lebenden manchmal wünschen, er wäre einseitiger gewesen, gibt uns nicht das Recht, an diesem seinem Vorbild zu zweifeln. Wir sollten uns nicht damit begnügen, Friedrich-Ebert-Straßen und -Plätze zu schaffen, sondern dafür sorgen, daß das Bild des ersten Präsidenten der Deutschen Republik sichtbar vor uns hintritt, und dazu ist das Buch von Max Peters eine ausgezeichnete Hilfe. Es sollte nicht nur in jeder Gewerkschaftsbibliothek stehen, sondern auch den jüngeren Kollegen in die Hände gegeben werden, damit sie zu einem eigenen Urteil gelangen.

Das Buch ist durch die Abteilung Buchhandel des Bund-Verlages, Köln, Pressehaus, zu beziehen.

Dr. Jakob Stöcker: „Männer des deutschen Schicksals“, Oswald-Arnold-Verlag, Berlin.

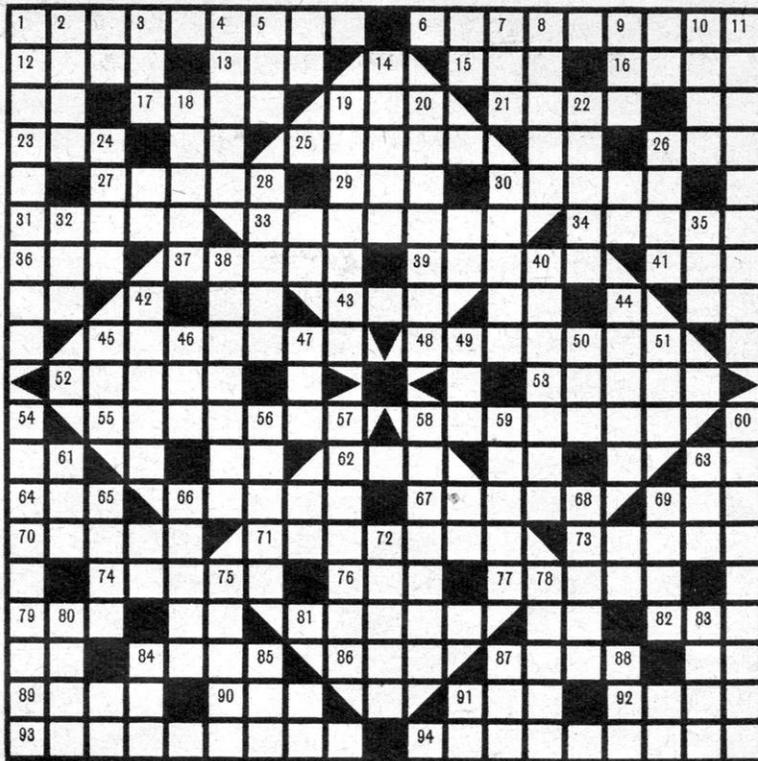
Hier unternahm es ein Journalist, der vor 1933 als Chefredakteur einer angesehenen demokratischen Zeitung an den Quellen der politischen Ereignisse saß, ein trauriges Kapitel deutscher Geschichte in den Porträts derjenigen zu beschreiben, deren Namen unruhlich mit ihm verquickt sind. In diesen spannend und mit großer Sachkenntnis verfaßten Aufsätzen stehen diese Männer in all ihrer Erbarmlichkeit wieder vor uns, diese zum Teil betrogenen Steigbügelhalter der großen Unholde mit Namen Schacht, von Papen, Hugenberg und wie sie alle heißen mögen. Stöcker entriß ihr abenteuerliches Leben und ihre zumeist von der Machtgier bedingten Taten der Verschönerung, deren sie heute von seiten gewisser Kreise anheimzufallen drohen. Mit psychologischem Feingefühl deckt er ihren Ehrgeiz als den Motor ihres Tuns auf, doch er „enthüllt“ nicht um der Sensation willen; er schrieb zur Warnung auch vor den heutigen Freiheutern der Politik, von denen es, ganz rechts und ganz links, schon wieder eine beträchtliche Anzahl gibt. Das Buch vergißt ferner nicht die echten Demokraten der Weimarer Zeit, ihre Ziele, ihren Kampf, ihre Niederlage. Deshalb gehört es, weil es die Unterscheidung lehrt, in die Hände der Junggewerkschafter, überhaupt aller Jüngerer, die das Werden des unseligen Dritten Reiches noch nicht bewußt erlebten. Günther Elbin

„Aufwärts“, Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Erscheint alle 14 Tage. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70. Telefon 7 91 88 und 7 92 88. Verlagsleitung: Georg Reuter. Schriftleitung: Hans Treppke, Köln, Breite Straße 70. Telefon 7 91 88 und 7 92 88. Fernschreiber: 0 38 / 5 62. Bezugspreis vierteljährlich 85 Pfg. zuzüglich 18 Pfg. Zustellgebühr. Bestellung bei allen Postämtern und Jugendfunktionären. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. **Kupfertiefdruck:** Kölner Pressedruck GmbH., Köln. Pressehaus, Breite Straße 70.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Vereinigung, 6. Einspritzung, 12. Fruchtbare Wasserstelle in der Wüste, 13. Fluß in Thüringen, 15. Chem. Grundstoff, 16. Westfäl. Stadt, 17. Atem, 19. Papageienart, 21. Darstellung, 23. Gesottenes, 25. Riesig, 26. Stadt am Etsch in Tirol, 27. Ort am Rhein, 29. Elend, 30. Hauptstadt Griechenlands, 31. Wurfseil, 33. Ort in Libyen, 34. Französische Stadt, 36. Inselbewohner, 37. Gestell, 39. Anzahl, 41. Mutterschwein, 43. Prophet, 45. Elementarbaustein von Atomkernen, 48. Stadt in Palästina, 52. Art, 53. Weltall, 55. Durchfuhr, 58. Zauberspruch, 62. Bergzug, 64. Nachtvogel, 66. Deutscher Verleger, 67. Schwiegersohn, 69. Luft (engl.), 70. Streichinstrument, 71. Vorname eines bedeutenden Seefahrers, nach dem Amerika benannt wurde, 73. Männername, 74. Billiger Schnaps, 76. Vorgebirge (arab.), 77. Musikzeichen, 79. griechischer Buchstabe, 81. Schädlinge, 82. Himmelsrichtung, 84. Männername, 86. nein (franz.), 87. span. Mischgericht, 89. Nahrungsmittel, 90. Kurzform von Eduard, 91. Schwed. Männername, 92. Besitz, 93. Verstand, 94. Meeresteil zwischen Norwegen und Jütland.

Senkrecht: 1. Beratung, 2. Hawaiiinsel, 3. Männername, 4. Gegensatz von Höhe, 5. Fluß in Thüringen (wie 13 waagrecht), 7. Geschäft, Beruf (amerik.), 8. Erlaß, 9. Lebensende, 10. Automarke, 11. Stadt am Neckar (ck = 1 Buchstabe), 14. Reitknecht (engl.), 18. Verzierung, 19. Geschichtliche Jahrbücher, 20. Griechische Göttin der Jagd, 22. Ausbildungszeit, 24. Große italienische Schauspielerin, 26. Gewürz, 28. Stapelraum, 30. Französischer Schutzstaat, 32. Sorte, 35.

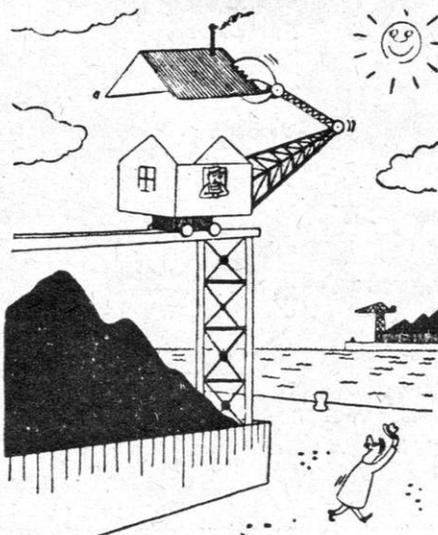


Silbenrätsel

a — a — bert — bla — chi — de — di — ge — ham — i — in — land — let — li — ma — na — na — nas — nat — nei — ner — ner — neu — nie — nor — pe — ral — ro — see — sig — spi — ster — stun — ta — ta — te — trai — u — ul — zei —

Aus den vorstehenden Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Sinnspruch ergeben (ch = 1 Buchstabe). Bedeutung der Wörter:

1. männlicher Vorname, 2. Urbewohner Amerikas, 3. Staat in Asien, 4. Sportlehrer, 5. Zeitmaß, 6. Drama von Shakespeare, 7. Südfucht, 8. Gebetsform, 9. Bloßstellung, 10. Singvogel, 11. Herrenmantel, 12. Wandbekleidung, 13. europäisch-asiatisches Grenzgebirge, 14. britisches Dominion im Großen Ozean, 15. feiner Spott, 16. Blattgemüse.



„Auf Wiedersehen, Herr Kranführer!“ (Zeichn. Gosper)

Wer weiß es?

1. Wer ist Präsident der Europaversammlung in Straßburg?

Ernest Bevin
Henry Spaak
Carlo Schmid
Robert Schuman

2. Wer ist Vorsitzender der IG Bergbau?

Karl Arnold
Adolf Kummernuss
Walter Freitag
August Schmidt

3. Wer hat das Diphtherieserum erfunden?

Robert Koch
Louis Pasteur
Von Behring
Jules Bordet

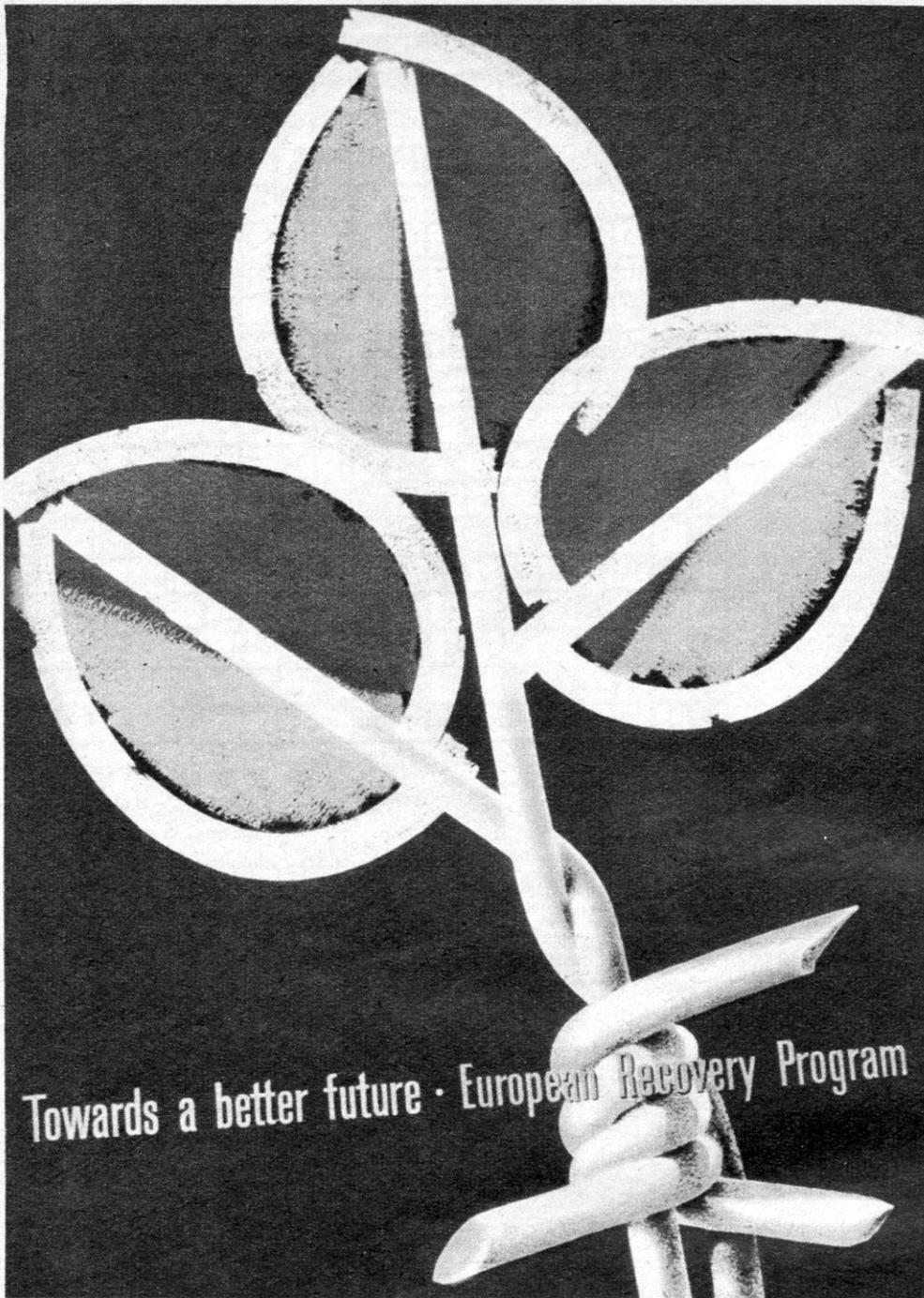
Auflösungen aus Nr. 22

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Edikt, 4. Ewer, 6. Marx, 7. Saat, 9. Ale, 10. Karl, 12. Gral, 13. Goa, 14. Beil, 15. Kopf, 16. Gans, 17. Wade, 18. Senf, 19. Fell, 21. old, 22. Werk, 24. Sela, 25. Tat, 26. Sais, 27. Rate, 28. Sinn, 29. Maler. — Senkrecht: 1. Email, 2. Dali, 3. Ire, 4. Earl, 5. Walfisch, 7. Saal, 8. Graf, 10. Kris, 11. Pope, 12. Genf, 13. Gold, 14. Band, 15. Kalk, 16. Geld, 17. Wera, 18. Sole, 19. Fels, 20. Vater, 22. Wein, 23. Mate, 24. San, 25. Tal.

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Fasan, 5. Weg, 6. Rio, 8. See, 9. Aroma, 11. Ar, 12. Adebarr, 14. Orient, 17. Satin, 18. Pan, 19. das, 20. Box, 21. Nebel, Senkrecht: 1. Fee, 2. AG, 3. Arrest, 4. Niobe, 5. Wer, 7. Oma, 8. Samos, 9. AD, 10. Arsen, 12. Ameise, 13 Titan, 15. Rad, 16. Max, 18. Pol.

Silbenrätsel. 1. Fugger, 2. Reißbrett, 3. Engerling, 4. Import, 5. Eulenspiegel, 6. Bassin, 7. Amsterdam, 8. Hauptmann, 9. Niedersachsen, 10. Dornröschen, 11. Emigrant, 12. Matterhorn, 13. Tannhäuser, 14. Ungeziefer, 15. Eiffelturm, 16. Chiemesee, 17. Hindukusch, 18. Tollpatsch, 19. Island, 20. Gutenberg, 21. Erdbeben, 22. Nachtwandler = Freie Bahn dem Tuechtigen.

Rätsel. Die Seiler und die Drahtzieher. Eigenartig. Der Buchstabe k.



EINE IDEE

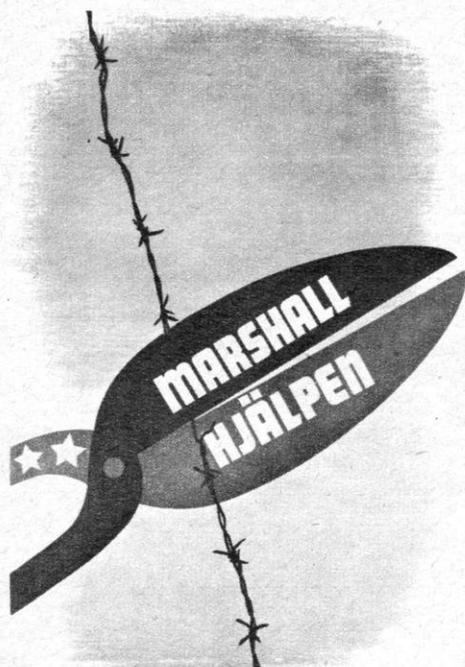
MAN KANN ein Volk an seinen Plakaten erkennen. Denn darauf ist abzulesen, wie es sich ansprechen läßt. Die Auftraggeber und Plakatsmaler kennen die Mentalität der Massen. Die Nazis versuchten es mit Papiervorbildern überstarker Männer, die mit Gewehren, Sammelbüchsen und Fahnen zum Einsatz für Großdeutschland werben sollten. Mit strahlenden, aber klassebewußten Gesichtern drehen sowjetische Frauen im Stachanowsystem Munition. In Rußland sieht man viele solcher strahlenden Gesichter — auf den Plakaten. Die süßen Pinupgirls der Amerikaner setzen im Sechsfarbendruck Beine und Busen für den größeren Umsatz von Coca-Cola ein.

EIN VOLK das andauernd von diesen Plakaten suggeriert wird, glaubt sehr leicht an die wirkliche Existenz der Menschen auf dem Papier, die heroische, glückliche oder leichtlebige Vorbilder sein sollen. Auf den Plakaten lassen sich die Süchte ablesen, denen die Masse verfallen ist. Es läßt sich der Zwang ablesen, den ein Regime ihr mit Raffinesse auferlegt. Das bedruckte Papier, an die Hauswand geklebt, in Millionenaufgabe an die Bauzäune und Fabriken geheftet, kann zur Revolution aufwiegeln. Mit schönen Bildern und Versprechungen kann es die Massen vertrösten, sie blind machen für das eigene Elend und die Unfreiheit.

EUROPAISCH ist die Idee, für die von den Völkern geworben wird. Für die Hilfe untereinander! Alle Länder, die dem Marshallplan angeschlossen sind, beteiligen sich an dem Plakatwettbewerb. 12.000 Entwürfe wurden in Paris eingereicht. Ein Holländer, ein Schweizer und ein Italiener erhielten den ersten bis dritten Preis. Die Plakate, die wir hier abbilden, gehören nicht zu den preisgekrönten. Sie interessieren uns aber, weil vier Plakate aus vier Nationen einheitlich mit den Mitteln moderner Plakatkunst gestaltet wurden. Den Deutschen mag diese Auffassung nicht ganz liegen, weil sie noch die naturalistischen und dreisten Plakate des vorigen Regimes vor Augen haben. Das Ausland hat sich schon längst an die moderne Flächenaufteilung moderner Plakate gewöhnt.

ERZIEHEN wir uns, damit wir uns endlich befreien von dem Kitsch und dem Dilettantismus, der sich auf den Litfaßsäulen breitmacht. Die vier Plakate mögen ein Beispiel dafür sein, wie die moderne Kunst die Aufgabe übernommen hat, der Masse eine Botschaft zu übermitteln. Die Botschaft vom Frieden durch intereuropäische Zusammenarbeit.

elf.



La coopération inter-européenne pour un niveau de vie plus élevé

